

Die Rheinlande von Mainz bis Koblenz

Mathieu Schwann

Die Rheinlande

von Mainz bis Koblenz

Die Thäler der Lahn und der Nahe





Das National-Denkmal auf dem Niederwald

DIE

RHEINLANDE

VON MAINZ BIS KOBLENZ

DIE THÄLER DER LAHN UND DER NAHE

VON

D[R] M. SCHWANN

MIT HUNDERTFÜNFZIG ILLUSTRATIONEN

LEIPZIG UND ZÜRICH
VERLAG VON TH. SCHRÖTER
1900

Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert in Winterthur



INHALTSVERZEICHNIS

TEXT

ILLUSTRATIONEN

Inhaltsverzeichnis



DER RHEIN.

An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate dir gut.
Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht dir zu freudig der Mut.

Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es dich billig und recht.

Und zu Schiffe, wie grüssen die Burgen so schön,
Und die Stadt mit dem ewigen Dom!
In den Bergen, wie klimmst du zu schwindelnden Höh'n
Und blickest hinab in den Strom.

Und im Strome, da tauchet die Nix aus dem Grund,
Und hast du ihr Lächeln gesehn,
Und sang dir die Lurlei mit bleichem Mund,
Mein Sohn, so ist es gescheh'n!

Dich bezaubert der Laut, dich bethöret der Schein,
Entzücken fasst dich und Graus:
Nun singst du nur immer: am Rhein, am Rhein,
Und kehrst nicht wieder nach Haus.



Wisst ihr, wo die Engel mit dem flammenden Schwerte stehen? Wo den Menschenkindern Warnungen und Mahnungen entgegentönen? — An den goldenen Pforten des Paradieses — so erzählt uns die Sage. — Und wisst ihr auch, was die grossen und kleinen Menschenkinder am liebsten thun, wohin es sie immer und immer wieder zieht mit aller Macht, mit aller Sehnsucht, deren ein Herz fähig ist? — Zu den verbotenen Früchten zieht es sie, so erzählt uns die Geschichte der Menschheit, die ja in jedem Einzelnen ihre Wiedergeburt erlebt. Was nützt es also, dass Karl Simrock singend warnte: An den Rhein, an den Rhein, zieh nicht an den Rhein? Schon stehe ich an der leuchtenden Pforte. Der Boden des «goldenen» Mainz klingt unter meinen Füssen, und von der stolzesten der Rheinbrücken schweift mein Blick verlangend hinauf und hinab der Silberflut nach, und wohin es mich ziehen wird, ich weiss es noch nicht. Doch wie es auch kommen mag, mein Herz ist gefasst, gefasst auf alle Nixen.

In majestätischer Breite, wie wir ihn erst wieder bei Köln, der «heiligen» Stadt mit ihren elftausend Jungfrauen sehen, zieht der mächtige Strom an dem goldenen Mainz vorüber, und seine Wogen rauschen schalkhaft das böse Lied: An den Rhein, an den Rhein. Wer hat wohl die Warnung befolgt? Wäre am Rhein nichts zu holen gewesen, nicht Anmut, Schönheit, Seligkeit, nicht Schätze einer überaus segensvollen

Natur, fürwahr, kein Römerfuss hätte wohl je diesen wunderbaren Boden betreten. Denn die Sage von der menschlichen Habsucht begegnet uns nicht bloss in der Heiligen Schrift, wenn sie uns erzählt, wie die Männer heimkehrten mit den Früchten des gelobten Landes und mit ihren Berichten ihr Volk zum Aufbruch trieben, wir finden sie überall wieder, wo ein auf altem Boden dem Verderben überliefertes Volk zur Eroberung einer neuen Heimat auszog. In früherer Zeit sagte man es nur einfach, während man heute sich und andern einbilden möchte, dass man zum Besten anderer Völker Kolonien gründet und Civilisation verbreitet.

Wie Lachen klingt es herauf zu mir von den Wellen des alten Gesellen da unten, und ich lausche seinem tollen, unehrerbietigen Gemurmel: «Die Römer kamen ihretwegen hierher, nicht um die Germanen zu beglücken, und auch die Franzosen wollten ihretwegen den Rhein haben, nicht der Rheinländer wegen, die ihn hatten, wenn auch Victor Hugo noch im Jahre 1839 träumte, dass der ganze Rheinstrom die Franzosen liebe, ja erwarte. Nun, was die Rheinländer betrifft, so erwarteten sie eigentlich niemanden, das weiss ich doch besser, der ich sie so lange kenne. Nur bei den Preussen, ja, bei denen war es anders. Denn sie kamen nicht ihretwegen, sondern der in tiefer Versunkenheit dahinvegetierenden Rheinländer wegen. Den Preussen fiel es gar nicht ein, erobern zu wollen, sondern man dedicierte ihnen den Rhein, und da konnten sie nicht gut anders. Darum errichteten sie auch am Rhein keine Kastelle, wie die Römer, sondern sie legten nur in die Städte ihre Soldaten, weil ja sonst die Kasernen leer gestanden wären. Und darum heisst es nun auch mit Recht am ganzen Rhein in freier Variation:

«Ehret die Preussen, sie flechten und weben
Irdische Rosen in's himmlische Leben!»

Noch ein Lachen — ein Kichern und Munkeln — und das lose Geplauder hatte ein Ende. Und es war auch ein Glück, denn eben ging ein Mainzer Schutzmann vorüber und strich sich seinen Schnurrbart. Gegen diesen Schnurrbart aber hätte der schilf- und moosdurchwachsene, zottige Bart des alten Vater Rhein niemals auch nur im entferntesten aufkommen können.



Der Dom zu Mainz

Am Rhein hat bekanntlich der sogenannte «gute Kerl» neben dem «trockenen Bürgermeister» seine eigentliche Heimat. Im Besitze seiner eigenen Fröhlichkeit lacht er noch, wenn andre längst tief traurig geworden wären, und von jeher in beständiger Berührung mit allen möglichen Weltkindern, floss ein tüchtiges Mass internationaler «Höflichkeit» auf ihn über. Das mag wohl hie und da den Anschein von Bedientenhaftigkeit erwecken, aber es soll sich keiner verleiten lassen, den Scherz für Ernst zu nehmen, denn so fröhlich wie er lacht, so fröhlich verteidigt er sein Recht. An sich hat der «gute Kerl» nichts dagegen, dass dieser oder jener, vom Norden, Süden, Westen oder Osten, zu den Ufern des Rheines kommt, denn forttragen kann man ja die Schönheiten seines Landes nicht oder höchstens nur dann, wenn man die rheinischen Berge lediglich zu dem Zwecke errichtet glaubt, um niederrheinischen Schiefer- und Basaltbrechern eine Anzahl holländischer Gulden in die Tasche zu zaubern. Doch machen sich die fremden Gäste dann gar zu breit auf seiner mit härtester Arbeit viele Generationen hindurch gepflegten Erde, wird die Sache gar so bedenklich, dass ihm selbst Luft, Licht und Leben nur in allerknappstem Masse verbleiben, so zieht sich der «gute Kerl» in die letzten Winkel seines Geistes und Gemütes zurück und macht dort mobil, was nur mobil zu machen ist, und das ist merkwürdigerweise nicht wenig. Denn «am letzten» ist der Rheinländer niemals, sondern erst wieder einmal auf sich angewiesen, bemerkt er bald, dass ihm da in seinem Gehirne Kräfte gewachsen sind, die mit denen der tüchtigsten Erdenbewohner konkurrieren können, und wenn er Sprüche hört von ganz besonders auserwählten Sitzplätzen der Intelligenz, so lächelt er still in sich hinein und denkt sich das Seine. Die mobil gemachten Geisteskräfte lassen ihn immer wieder neue Quellen entdecken, aus denen neues Leben für ihn fliesst, und rasch bei der Hand, bohrt er sie an und zeigt den erstaunten Mitbürgern aus der Fremde, dass er wieder einmal konkurrenzfähig ist und einstweilen noch nicht daran denkt, sich in die Vormundschaft anderer zu begeben.

Von ganz unvergleichlich höherem Werte als die Elemente des Verstandes aber, den man ja auch auf dem trockensten Boden noch zu einer gewissen Gewandtheit herandrillen kann, ist der goldene Besitz der

Gemütskräfte des rheinischen Volkes. Sie sind echtes Eigenwachstum, edelstes Erzeugnis des Heimatbodens; sie sind wie das Bouquet des Weines, das auch minderen Jahrgängen nicht fehlt. Diese Blume des rheinischen Gemütslebens blüht immer wieder, und bringen es andere Zonen in guten Jahren einmal zu einem süssen Wein, die Blume des Rheinweines wächst ihnen doch nicht mit. Hier aber wächst sie immer,



Wiesbaden, Kochbrunnen

es sei denn, dass ein härtester Winter das ganze Leben einfrieren liesse. Mag die Zeit sein, wie sie will, am Rhein hört man das Lachen aus verschluckten Thränen quillen, und der Spruch: «Es wird auch wieder einmal besser!» ist für diese Menschen kein blosser Spruch. Sie haben warten gelernt. Sie haben einsehen gelernt, dass der guten Weinjahre wenige sind, dass nicht in jedem Jahre die Sonne mit gleich ausdauernder Kraft dem Boden die goldene Flut entlockt. Aber sie haben auch die

Gewissheit erlangt, dass nach der längsten und härtesten Reihe schlechter und minder guter Jahre wieder einmal eines kommt, das all ihr aufgespeichertes Sehnen erfüllt. Und darum klingt es von den Lippen des Rheinländers wie sicherste, beruhigende Zuversicht: «Es wird auch wieder einmal besser!» Mag die Hoffnung noch so oft getäuscht werden, mag es selbst wie bange Sehnsucht aus seinen Worten klingen, die Sonne selbst hat ihm den Spruch in's Herz geschienen, an dem kein echter Rheinländer sich vorbeidrücken kann noch wird, um sich in grauem Pessimismus zu vergraben. Der Rheinländer ist Optimist vom Scheitel bis zur Sohle, er muss es sein. Ja, je grösser sein Bangen, je schwankender sein Hoffen geworden, um so stärker wird sein Spruch: Es wird auch wieder einmal besser wandelt sich in ein: Es *muss* auch wieder einmal besser werden!

Es muss! Davon lässt der Rheinländer nicht. Wem die Sonne des Rheines in's Leben geleuchtet, der hält fest an diesem: Es muss! Und irgendwo findet man ja doch noch einen guten Trunk, der einem dieses «Es muss» sofort und augenblicklich bestätigt. «Nirgends,» so erzählt Riehl, «legt seltener ein Mann Hand an sich selbst als im Rheingau, besonders aber ist es in der ganzen Chronik des Gaues unerhört, dass ein Lebenssatter je die der düstersten Melancholie eigentümliche Todesart



Rüdesheim aus den Weinbergen gesehen



Blick vom Niederwald auf Bingen, Bingerbrück und das Nahethal

des Erhenkens gewählt hätte. Nur einmal war ein Rheingauermann, der sich erhängen wollte. All sein Hab und Gut war zerronnen; das letzte Hausgeräte hatten sie ihm gepfändet. Bloss eine halbe Zulast Wein hatten die Gläubiger noch im Keller liegen lassen. Da ging der Mann auf den Speicher, nahm einen neuen Strick, strich ihn mit Oel, damit er besser rutsche, drehte eine kunstvolle Schlinge und stellte sich unter einen Querbalken. Er wollte eben die verhängnisvolle Reise antreten, als ihm das halbe Zulästchen einfiel, das noch im Keller lag. Nur noch einen einzigen Schluck auf den Weg! Er besann sich lange: aber er schlich hinunter, nahm den Stechheber und steckte ihn zum Spundloch ein, wo man immer den besten Trunk, so recht das edelste Herzblut des Fasses, herauszieht, und füllte sich einen Schoppen. Und als er den geleert, fand er, dass der Wein gut sei und setzte den Zweiten darauf. Beim Dritten kam ihm der Gedanke, wie es doch gar thöricht wäre, noch einen so grossen Rest des guten Weines lachenden Erben zu lassen; darum holte er auch noch den Vierten dazu. Als er aber beim siebenten Schoppen angekommen war, lupfte er ganz sacht den Spunden, nahm den neuen, geölten Strick, warf ihn zum Spundloch hinein und rief: So ertränk dich selbst, verdammter Strick! Erst will ich das ganze Fass bis auf den Grund leeren, dann wollen wir sehen, ob du noch zu brauchen bist. Als der Mann aber nach einiger Zeit das ganze Fass wirklich ausgetrunken, fand er, dass der Strick nicht mehr zu brauchen sei.» Das war der einzige Rheingauermann, der sich erhenkt hat. Anderswo erhenken sich die Leute öfter, aber anderswo befolgt man auch eine andere Politik, als am Rhein.

Durchaus verschieden z. B. ist die Politik des Rheinländers von derjenigen der bayerischen Bevölkerung. Hier räsonniert man nicht viel, sondern verflucht die schlechte Zeit mit kräftigem Wort und lässt den Aerger darüber los, dass die alte Ruhe und Gemütlichkeit dahin ist. Der Leibspruch des Müncheners ist: «Mein' Ruh' möcht' ich haben!» Der Rheinländer aber ist längst der Ruhe entwöhnt, sein Denken geht vorwärts. Die schlechten Jahre lassen ihm Zeit, die eigenen Fehlgriffe früherer Tage zu überdenken und mit tollen Glossen zu versehen. So häufen



Der Rheinstein

sich seine Pläne, die alle in Ausführung kommen sollen, wenn's wieder einmal ein gutes Jahr giebt. «So dumm wie das letzte Mal wird's dann nicht gemacht!» Nein, er macht dann selbstverständlich neue Dummheiten, aber die wieder folgenden minderen Jahre geben ihm neue Zeit, auch diese zu überlegen, und so fliesst das Leben auf und nieder zwischen Hoffnungen und Plänen, Enttäuschungen und Fehlgriffen und spärlichem Gelingen, aber die Rheinlandsonne scheint über dieses Leben und verleiht selbst den Enttäuschungen einen goldenen Glanz.

Lässt doch die Natur selbst dem Rheinländer nicht allzulange Zeit, sein Elend zu betrachten. Im November, ja im Dezember blühen vor seiner oft kümmerlichen Behausung die Rosen noch, und Ende Januar strecken die Schneeglöckchen ihre weissgrünen Spitzen aus der eben aufgethauten Erde. Bald wird's wieder grün. Die Blüten der Pfirsiche und Kirschen, der Pflaumen und Äpfel umhüllen mit herrlichstem

Frühlingszauber die elendeste Hütte, und der laue Thalwind trägt die Düfte über das Land, dass man glauben möchte, zum Empfange von Königen werde das Gemach geschmückt.

So scheint die Sonne alles darauf anzulegen, die Menschen zu verwöhnen und zu verweichlichen. Aber der kurze Winter hält diese Gefahr fern. Denn grob ist dieser Geselle, und wenn es vom Thal herauf und von den Bergen herabweht, wenn die blassgrünen Schollen im Strom sich knirschend übereinander schieben, dann mag man seine Ohren schützen, denn gar lieblich pfeift es dann und singt, und die Töne nehmen leibhaftige Gestalt an; sie zwicken uns in die Ohren, wie es kein rabiater Schulmeister besser verstünde. Nicht umsonst giebt es im Rheinland so viele erfrorene Nasen, die noch zur Sommerszeit in Purpurglanz leuchten und den Anschein erwecken, als hätte der Besitzer sie gar zu lang und oft über den Becher gehalten. Aber das soll wirklich nicht der Fall sein, denn im Rheinland sind die Leute absolute Individualisten und trinken nur nach *Bedürfnis*. Es ist ja etwas Eigenes mit diesem Bedürfnis, und ein polizeilich geregeltes, für alle festgesetztes Normalmass giebt es noch nicht, aber der soziale Staat wird das wahrscheinlich auch bringen, und die wirklich vom Trinken herrührenden roten Nasen, welche heute so vielfach Anstoss erregen und den berechtigten Ärger aller blassen Seelen erwecken, werden alsdann auch verschwinden und als öffentlicher Unfug verpönt werden, so beliebt auch bei andern Gegenständen die rote Farbe sein mag.

Das sind Zukunftsphantasien. Einstweilen gilt am Rhein noch, was sich Gœthe bei dem Rochusfeste zu Bingen erzählen liess. Der Weihbischof habe, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit in den stärksten Farben dargestellt, seine Fastenpredigt also geschlossen: «Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zur Reu' und Busse schon begnadigte Zuhörer, dass derjenige die grösste Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise missbraucht. Der Missbrauch aber schliesst



Altes Haus in Bacharach



Pfalz — Caub — Gutenfels

den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, dass wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl geniessen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwei Mass Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Mass schon so arg in Vergessenheit seiner selbst gerät, dass er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fusstritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Übermass, welches ihn missfällig macht, Gott und Menschen und seines Gleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuss von vier Mass, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, dass er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im stande findet, auch der geniesse sein bescheiden Teil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äusserst selten, dass der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht, acht Mass trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, dass ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sei, dass ich Hausgenossen und Anverwandte misskannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugnis geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vorteil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen, so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.»

«Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein Jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Teil dahin! Und auf dass ein solches geschehe, alles Übermass dagegen verbannt sei, handelt sämtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet.»



Die Lorelei



Sooneck

Die rheinische Mass betrug etwa $1^1/_4$ Liter, fasste also gut zwei der heutigen rheinischen Flaschen. Das alte Domherren-, Mönchs- und Rittergeschlecht ist allerdings mit der rheinischen Mass ziemlich gleichzeitig ausgestorben. Aber obige Zahlen, in Flaschen übersetzt, genügen ja auch noch, und bin ich auch persönlich kein Freund allzuergiebigen Weingenusses, so möchte ich doch jedem rheinischen Landsmanne vergönnen, dass er in gutem Rheinweine das kleinste weihbischöfliche Mass sich zuzulegen wenigstens vermöchte.

Aber das sind Vergangenheits- und vielleicht abermals Zukunftsphantasien zugleich. Den letzteren giebt sich der Rheinländer nicht allzuhäufig hin. Zu praktisch veranlagt, geht er nicht gern viel weiter in die Zukunft, als bis zum nächsten guten Jahr. Von hier aus wird sich dann alles andere finden. Aber nicht nur die Praxis hält ihn in der



Der Königsstuhl

Gegenwart fest, sondern auch zwei ganz andere Dinge predigen ihm die Lehre von dem Wert oder Unwert des Tages. Das eine ist das Elend. Wo es den Rheinländer antritt, da wirft es ihn nieder. In kleinen und kleinlichen Sorgen vergeht der Tag. In das Heute grinst das graue Morgen herein, vor dem es kein Entrinnen giebt. Das stumpft ab und macht unempfänglich für neue Regungen. Wie er auf die guten Jahre warten gelernt hat, so übt er nun das Ertragen. Der Rheinländer erträgt selbst den dunkelsten, zukunftslosesten Tag. Er giebt die Zukunft dahin für immer, im höchsten Fall für eine Ewigkeit, in die er sich aus allen Sorgen und Qualen hineinrettet. Das ist dann seine Gewissheit und an ihr hält er in Ergebung fest. Aber selbst das Elend und selbst der transcendentale Ewigkeitsglaube machen den Rheinländer nicht unempfänglich für Augenblicksgenüsse der schönen Weltlichkeit. Zum Asketen wird er nicht. Fromme Leute findet man daher viele hier, aber frömmelnde, angekränkelte Augenverdreher wenige. Betschwestern und Betbrüder sind für ihn keine Gegenstände höherer Achtung, sondern im Gegenteil betrachtet er sie mit jovialem Mitleid. Darum leuchtet auch dem Frommen hie und da die Sonne der weltlichen Freude noch, vor der sich der Frömmling schaudernd verkriecht.

Predigt das Elend den Unwert des Tages, jedoch so, dass der Betroffene selbst weder die Hände ganz in den Schoss legt, noch die Augen abwendet von der Freude, die vielleicht doch noch einmal zu ihm kommt, so predigt der Besitz den Wert des Tages, denn nirgendwo leuchtet dem, der ihn zu geniessen vermag, der Tag so schön, so fröhlich und frei, als dem Bewohner des Rheins. Man höre nur, wie das sprudelt und lacht und sich zuruft und gegenseitig ermuntert zur Freude, und man wird selten jemanden finden, der da nicht mitlachte und sich nicht mitfreute. Freilich, gehen wir weiter rheinab, dorthin, wo oberhalb Bonn bis hoch in das engere Rheinthal hinauf in jüngster Zeit die neuen protestantischen Kirchen uns belehren, dass hier eine Völkerwanderung



Lahneck und Niederlahnstein

von Norden her im kleinen und stillen im Gange ist, so werden wir heute schon manches anders finden. Vom Unterrhein, aus der Muckergegend wandern die reich gewordenen Protestanten in's Rheinthal, und zu neu ist diese Einwanderung noch, als dass sie den russigen Geist des industriedurchsetzten Flachlandes schon vollends abgestreift hätte. In bittern, stillen, nur hie und da in's Licht einer weiteren Öffentlichkeit brechenden Fehden ringen zwei Konfessionen heute am Rhein miteinander um die Herrschaft, und jede von ihnen rechnet sicher auf den Sieg. Der echte Rheinländer lacht dazu. Er weiss es besser. Er weiss, dass am Rhein niemand herrschen wird als der Rhein selbst. Sein Geist überwältigte bis heute alle andern Geister, und so wird es kommen, wie es immer war: der verbissenste Mucker wird sterben, und seine Kinder werden frohe Menschen werden. Und selbst der schneidigste Reservelieutenant, die neueste rheinische Kulturerrungenschaft, wird eines Tages



Ehrenbreitstein



COBLENZ — RHEINANLAGEN

fühlen, dass der hohe Stehkragen und der zugeknöpfte Rock in der Sommerhitze des Rheinthales etwas sehr Unbequemes ist, und er wird sich, einmal gewöhnt daran, sehr patent zu erscheinen, als Engländer maskieren und in leichtestem, bequemstem Reisekostüm sich ganz grossartig vorkommen. Es sind eben «gelungene Kerle», die Rheinländer. Man höre dieses «Du bist gelungen!» nur einmal von dem Munde eines Rheinländers, und man wird aus dem Ton entnehmen, dass hier wieder einmal eine Sprachwendung gelungen ist, die an Bildlichkeit und physiologischer Plastik nichts zu wünschen übrig lässt.

So wenig der Rheinländer sich Sorge macht um eine Zukunft, die er doch nicht mehr erlebt, und so gewiss er glaubt, diese ruhig seinen Kindern und Enkeln, die ja alle gelungen sind, überlassen zu können,

so gern lauscht er den Sagen der Vergangenheit. An allen Ecken und Enden, innerhalb jeder Stadtmauer, von den Höhen der Berge, aus der Tiefe des Flusses ragt ja die Vergangenheit noch in die rheinische Gegenwart herein, und Burgen und Schlösser sind trotz ihres äusserlich vielfach trümmerhaften Zustandes für das rheinische Leben noch nicht zu Ruinen geworden. Giebt es ja in der Welt Leute genug, die sich für so etwas interessieren. Sie kommen aus allen Weiten hierher, den romantischen Zauber des Stromlandes zu geniessen, und so interessiert sich der praktische Rheinländer für sie. In anderer Beziehung bedeutet ja dieses Festhalten am Alten nur zu oft eine erdrückende Belastung des jungen Lebens, die schon gar manches harte Opfer erforderte. Doch von dem geschichtlichen Leben der Vergangenheit vermag sich der Rheinländer so wenig zu trennen wie von dem Klima, welches über seinem Thale waltet.



Linde in Geisenheim



Panorama von Mainz



Rheinbrücke

MAINZ

Gleich auf dem Boden, den unser Fuss zuerst betrat, finden wir die schönsten Verknüpfungen der Vergangenheit mit der Gegenwart, welche sich dann den ganzen Rhein hinab in grösserem oder kleinerem Massstabe wiederholen. Fragen wir nach dem Ursprung von Mainz, so klingt es uns sofort entgegen: Römer, Kelten, ja Trojaner. Die Katastrophe, welche das heilige Ilion betraf, wirkte in der Sage durch die Jahrhunderte so lebendig fort, dass allenthalben versprengte trojanische Helden solche Orte, wo sich nachmals ein blühendes Leben entwickelte, gegründet haben sollen. Moguntius hiess der «trojanische» Begründer des goldenen Mainz; von ihm empfing die Stadt ihren «keltischen» Namen. Und ich weiss noch nicht, ob nicht solche «abgeschmackte Erfindungen» manchmal relativ geschmackvoller sind als die Streitigkeiten und Deutungen der Gelehrten über die Herkunft von Namen. Geschichtlich begegnet uns Mainz zuerst in der Römerzeit. Als Claudius Civilis seine Bataver den Rhein herauf gegen die römischen Zwingherren führte, wird Moguntiacum erwähnt (69 n. Ch.), ein Name, der allein schon auf eine frühere keltische Ansiedlung zurückweist. Befestigtes Kriegslager und ein bedeutender Stapel- und Handelsplatz — das ist der Charakter der Stadt seit ihrer Entstehung. Je nachdem die Zeiten friedlich oder kriegerisch waren, trat die eine oder andere Seite dieses Charakters mehr in den Vordergrund. Und diesen Charakter gab der Stadt keineswegs die Willkür, sondern die Natur selbst, die geographische Lage. Ein Vergleich mit dem nahen Frankfurt ist da sehr lehrreich. Mainz liegt dem Einflusse des Mainstroms gegenüber. Es liegt zugleich am untern Eingang

in die weitgedehnte Rhein- und Mainebene und am obern Eingang in das mittlere Rheinthal. Wies auch die geographische Lage auf ein energisches Emporblühen des Handelslebens, so konnte doch die Thatkraft der Mainzer Bürgerschaft sich nicht in dieser Richtung allein ergehen, und so übersprang das jüngere Frankfurt die alte Rheinstadt hierin an Bedeutung. Denn Frankfurt liegt in gerader Fortsetzung der Strassen, welche vom Oberrhein nach Norddeutschland führen, während Mainz aus dieser Linie herausfällt. In Mainz treffen sich die Wasserstrassen, in Frankfurt die Landstrassen. So rivalisierten beide Städte mit einander. Vom strategischen Standpunkte aus aber ist Frankfurt bei weitem nicht von solcher Bedeutung wie Mainz, und so kam eine Belastung nach dieser Seite für das Mainzer Leben hinzu. Denken wir uns nun einmal den Rheinlauf von Mannheim oder Worms aus, aus seiner westlichen Neigung direkt gegen Norden geführt, so dass das Mündungsgebiet des Mains weiter östlich gerückt würde, so haben wir den natürlichen Boden für eine grosse, nach allen Seiten dominierende Stadt. Es gäbe kein Mainz und Frankfurt, sondern nur eine Stadt, während die wirklichen geographischen Verhältnisse zwei Städte hervorriefen, deren eine, auf den Handel allein gestellt, sich die weitesten Lebensadern graben musste, während die andere, mehr an die Natur ihrer engeren Umgebung gebunden, uns den eigentlichen Charakter der Rheinstädte zeigt, welche, selbst das grosse Köln mit eingeschlossen, die enge Verbindung mit dem Lande nicht zu verleugnen vermochten.



MAINZ — BAHNHOF

Eingekeilt zwischen dem Strombett und die nahe an dasselbe herantretenden Vorhöhen der rheinhessischen Berge, blieb für Mainz keine andere Zone der Erweiterung, als nordwestlich dem Stromufer entlang. Hier aber lagen die Festungswerke in scharfer Linie vom Münsterthor zum Rhein hinab, und jenseits der Befestigungen hatten die Mainzer Gärtner ihr weitgedehntes Kulturland. So blieb es bis in die neueste Zeit hier wie in Köln. Jedes Winkelchen musste zur Wohnung ausgebeutet werden, und die Leute, immer enger zusammengedrängt, sahen sich gegenseitig in die Kochtöpfe. Das erweckte gerade keinen grossen Sinn, sondern im Gegenteil Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten interessierten die Menschen fast zu viel. Da sprengte, ehe die alte Gemütlichkeit vollends zur Ungemütlichkeit wurde, und bevor die treu bewahrte heitere Gastfreiheit des Mainzers aus Mangel an Platz ganz zu ersticken vermochte, die neueste Zeit endlich die alte Zwangsjacke. Mit der Verschiebung der deutschen Grenze weiter nach Westen trat Mainz als Festung in die Reserve zurück. Auf der südlichen und westlichen Seite hielt man an der alten inneren Umwallung fest, aber auf der Nordseite fielen Mauer und Wall, und im alten Gartenfeld erhob sich eine neue Stadt, welche bald die örtliche Ausdehnung der alten Stadt erreicht haben dürfte. Die neue Umwallung schliesst nun am Linsenberg an die alte an, zieht sich aber von hier nördlich nach dem Hartenberg hin, um dann in östlicher Richtung nach dem Rhein einzubiegen. Die neuen Gärten aber der weltberühmten Mainzer Gartenkünstler dehnen sich nun bis weit gen Mombach hin und darüber hinaus den Rhein hinab.

Im Jahre 1860 besass die Stadt nicht 40,000 Einwohner; heute dürfte sie die doppelte Höhe erreicht haben. Vordem bog die Eisenbahn, nachdem sie die gewaltige Rheinbrücke passiert, direkt aus den neuen Anlagen heraus zum Bocksthor hinein an den Rhein, wo der alte trübselige Bahnhof seinen Platz gefunden hatte. Heute umzieht sie in langem Tunnel (ca. 1200 m) unter dem Felsen, auf dem die Zitadelle ruht, westwärts die alte Stadt zum neuen Centralbahnhof der hessischen Ludwigsbahn, einem architektonisch und technisch grossartigen Gebäude (Berdelle). Die Verlegung des alten Verkehrsmittelpunktes hatte auch für

einen Teil der Stadt eine volle Umwälzung der Verhältnisse zur Folge. Am Rheinufer standen und stehen heute noch die alten Gasthöfe und Hôtels, denen nun in den neuen prächtigen Hôtels am Bahnhofe und in der Kaiserstrasse keine geringe Konkurrenz erwachsen ist. — Die neue Stadt liegt also in Mainz neben der alten, und nicht wie in Köln oder Frankfurt um die alte Stadt herum, und so weiss man nicht, wohin man sich zuerst wenden soll. Trotz der an Sehenswürdigkeiten überreichen alten Stadt bietet deren die neue Stadt nämlich mit ihren prächtigen breiten Strassen, unter denen vor allem die pompöse Kaiserstrasse hervortritt, genug. Doch auch hier liess der Mainzer nicht von der Vergangenheit, wie uns schon die Strassennamen verkünden. Eine Rhabanusstrasse, zur Erinnerung an den gelehrten Abt von Fulda und späteren Erzbischof von Mainz (847—856) also genannt, zieht friedlich parallel mit der Boppstrasse, welcher der in Mainz geborene Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, den Namen gab (1791 bis 1867). Weiter folgt eine Leibnitzstrasse, eine Bonifaciusstrasse und eine Forsterstrasse. Älteste und neueste Zeit vereinigen sich in diesen Benennungen und neben den Predigern des Christentums, neben einem heiligen Bonifacius, dem Stifter der Bistümer Würzburg, Buraburg (Fritzlar) und Eichstätt und des Klosters Fulda, dem ersten Erzbischofe von Mainz (747 bis 755), erscheint dem Mainzer der Vertreter der Wissenschaft, aber auch derjenige der Revolution des Andenkens wert. Und so wären wir denn hinabgekommen zum Rhein, wo links die prächtige Rheinallee an den grossartigen Hafenanlagen



MAINZ — HOLZTURM

(Sicherheits- und Flosshafen, Zoll- und Binnenhafen mit Hauptsteueramt, Lagerhaus und Oelkellern) entlang führt, während rechts die mit jener 7 Kilometer lange Anlage des prächtigen Rheinquais zum fröhlichen Spaziergange einladet.

Aber der Platz, an dem wir stehen, ist durch die mannigfaltigsten historischen Erinnerungen bemerkenswert. Vor uns wölbt sich die neue Strassenbrücke über den Rhein, welche in den Jahren 1881 bis 1885 vom hessischen Staate nach den Plänen des Professors THIERSCH und der Ingenieure BIELFINGER und LAUTER gebaut wurde. Sie hat eine Länge von 588 und eine Breite von 13,6 Metern. Ein Landpfeiler auf dem Mainzer Ufer und vier Strompfeiler tragen das herrliche Bauwerk,



MAINZ — INNERES DES DOMES

welches Mainz mit Kastel, dem alten Castellum verbindet. Dieses Kastell errichtete einst Drusus nach Einrichtung des Mainzer Castrums (Kästrich) gegen die Chatten. Und wo heute die neue Brücke den Strom überspannt, befand sich schon im ersten Jahrhundert nach Christus eine stehende Brücke, deren Unterbau so dauerhaft war, dass Karl der Grosse denselben noch 600 Jahre später (803—813) zur Anlage einer hölzernen Brücke verwenden konnte. Noch sehen wir Überreste dieses alten Baues im Hofe des kurfürstlichen Schlosses, welches im XVII. und XVIII. Jahrhundert erbaut wurde. Bis 1792 war hier die Residenz des Kurfürsten und Erzbischofs. Dann residierte der französische Revolutionsgeneral, Herr VON CUSTINE, darin und mit ihm die Mainzer Klubisten. GEORG FORSTER hielt hier seine Agitationsreden zum Anschluss des linken Rheinufers an die Republik Frankreich. Heute mag man darin einen vaterlandslosen Greuel erblicken, allein unser Massstab von heute gilt für die damalige Zeit nichts, und wer die Rheinlande und die Rheinländer kennt, weiss auch, dass sie das französische Volk sehr wohl von denen zu trennen wissen, die als sogenannter Erbfeind Deutschland bekämpften. Man fühlt hier sehr gut, dass die rheinische Kultur nur in der Eintracht des deutschen mit dem französischen Wesen so recht zu gedeihen vermag.

Heute ist das alte Schloss Eigentum der Stadt Mainz, welche in ihm ihre prächtigen Sammlungen unterbrachte. Da ist das Museum des Vereins zur Erforschung rheinischer Geschichte und Altertümer mit seinen mittelalterlichen, germanischen, römischen und fränkischen Sammlungen, ferner das «römisch-germanische Central-Museum», die Gemäldegalerie, das naturhistorische Museum der rheinischen naturforschenden Gesellschaft, die Sammlungen des Vereins für plastische Kunst und die Stadtbibliothek (ca. 180,000 Bände).

Gegenüber dem Schloss befindet sich das «deutsche Haus», einst dem deutschen Orden gehörig, jetzt Palais des Grossherzogs. Hinter dem Palais in der Rheinstrasse steht das ebenfalls dem XVIII. Jahrhundert entstammende Zeughaus mit Waffensammlung, während am Schlossplatz selbst sich die mit Fresken von Appiani aus Mailand geschmückte Peters-

kirche (1748—1756) erhebt. Wenden wir uns nun dem Rheinufer zu, so liegt vor uns ein mächtiger Bau in italienischer Renaissance, die Stadthalle, von Kreyssig in den achtziger Jahren erbaut. Konzerte und Festlichkeiten, aber fast mehr noch die Karnevalssitzungen, die uns so recht in das tollste Treiben der Rheinbewohner zur Winterszeit einführen, versammeln in diesem kolossalen Saale die Mainzer Bürgerschaft. Und wer da bei den Chören der Sänger, bei den Aufführungen der Orchester sich nicht mehr erheben, wer bei den tollen Gelagen des Narrenprinzen nicht mehr lachen kann, weil er zu «weise» geworden, der «soll sich begraben lassen». Ist es doch die letzte Zufluchtsstätte, welche der Humor des rheinischen Volkes, als Ganzes genommen, sich in die neue Zeit hereinrettete. Hier gilt nur der Witz, und wer ihn hat, ist willkommen. Freilich — gar mancher hätte den Witz gehabt, aber in der hypertrophischen Bildung von Arm



Mainz — Brunnen auf dem Markt



Mainz — Gutenbergdenkmal

und Reich, wie sie die neueste Zeit so furchtbar erzeugte, verging ihm der Witz. Doch auch darin zeigt sich der schöne Charakter des Rheinländers, dass er selbst in den Stunden tollster Laune des Unglücks nicht vergisst. Tausende von Thalern, welche den Einnahmen aus der Veranstaltung von Karnevalsfreuden entstammen, werden alljährlich den Armen gewidmet, wie z. B. in Koblenz sich im Revolutionsjahre der grosse Rat der Karnevalsgesellschaft unter der Hand zu einem Unterstützungscomité für die deutschen Flüchtlinge konstituierte. Und man ging damals so kräftig ins Zeug, dass die Polizei einschritt und den Verein aufhob, der sich augenblicklich als «Verein für gesetzlichen Spass und Volkswitz» wieder neu bildete und der Regierung den Gedanken erzeugte, Autor und Darsteller gewisser patriotischer Stücke vor die Assisen zu laden. Seit jenen bewegten Tagen lief allerdings viel Wasser

den Rhein hinunter, und wie die Mildthätigkeit das Elend nicht beseitigte, so kämpfte sich der Volkswitz vielfach lahm und glitt in das gefahrlosere Fahrwasser harmlosen Ulkens hinüber. In Mainz blüht das Narrenleben noch heute fröhlich und frei, und es ist gut so, denn aus dem Unsinn den Sinn zu erzeugen ist nun einmal der allgemein menschliche Narrenberuf.

So drängen sich auf engem Raum die Erinnerungen Mainzischer Geschichte zusammen, und während wir träumend dahin wandeln, vernehmen wir die Kommandorufe römischer Kohortenführer und die ermunternden Kriegsgesänge der Germanen, wir sehen die Vandalen und Alanen, die Sueven und Burgunder (um 406) eindringen in die junge Stadt und ihr Zerstörungswerk unter furchtbarem Blutvergiessen beginnen; und wieder braust ein Völkersturm daher, Attila an der Spitze seiner hunnischen Horden, und das römische Mainz sinkt vollends in Trümmer (451). Aber fern aus dem gelobten Lande war die frohe Botschaft der Menschenerlösung an den Rhein gedrungen. Crescentius war im Gefolge der 22. Legion, welche den Tempel in Jerusalem zerstört hatte. Titus versetzte diese Legion an den Rhein. Am Jordan fiel der jüdische Tempel in Trümmer, am Rhein legte ein Mann, der bei jenem Zerstörungswerke geholfen, den ersten Stein des neuen Tempels des Christentums. So erzählt uns die Sage, welche Meere und Länder und Zeiten leichten Fluges überspringt, aber die Geschichte stellt ihr grosses Fragezeichen dahinter. Denn die 22. Legion hatte schon vor dem jüdischen Kriege ihr Standlager in Mainz, und gerade in der Zeit des jüdischen Krieges (67 bis 70 n. Ch.) stand sie im Kampfe gegen Claudius Civilis und seine Bataver. Also kann sie kaum bei der Zerstörung Jerusalems zugegen ge-



Mainz — Tritonsbrunnen

wesen sein, es sei denn, dass man zum parthischen und dem bald folgenden jüdischen Kriege die gedienten Kerntruppen der 22. Legion nach dem Osten abberufen und, wie es wohl möglich erscheint, die Wacht am Rhein den Invaliden, Rekruten und Auxiliaren der Legionen übertragen hätte. Doch während wir in Erinnerung an den hl. Crescentius dahinwandeln, tönt vom Dom die Glocke, und durch die Fischerthorstrasse erreichen wir bald das imposanteste Bauwerk der Stadt. Welche Fülle von Denkmälern birgt diese gewölbte Basilika! Und wie ist sie selbst wieder mit ihren sechs Türmen ein unvergleichliches Denkmal des Wandels und Strebens der Zeiten! Stammen doch die Rundtürme an der Ostseite in ihren untern Anlagen noch von der ersten Bauanlage her, die Erzbischof Willigis um 978 begonnen hatte. Und 900 Jahre später arbeiteten die Dombaumeister Wessiken und Cuypers von Roermond an der letzten grossen Restauration, welche der Dom erfuhr. Welchen Wechsel aber innerhalb dieser 900 Jahre offenbaren uns die äussern Stilformen nicht nur, sondern auch die Denkmäler der Kirche im Innern. Wohl keine Kirche Deutschlands übertrifft diese an innerem Reichtum. Neben dem Grabmal der Fastrada, der in Deutschland gestorbenen Gemahlin Karls des Grossen, birgt diese wunderbare Halle allein über vierzig Grabdenkmäler der Mainzer Erzbischöfe, und unter ihnen finden wir fast alle Namen des rheinischen Adels, unter ihnen Namen wie Siegfried von Mainz († 1249), welcher zwei Könige krönte (Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland), wie Peter Aspelt, welcher zwei Kaiser und einen König aus dem Aermel schüttelte: Heinrich VII., den Luxemburger, Ludwig den Bayer und Johann von Böhmen. Wappen, heraldische Mäntel, Mitra und Krone, der Kurhut und Kardinalshut, Scepter, Schwert und Krummstab häufen sich auf diesen Monumenten in bunter Fülle und vergegenwärtigen dem Besucher die eine grosse und mächtige Gestalt in der deutschen Geschichte, die man den Erzbischof zu Mainz nannte. Und heute? Nichts blieb übrig von dieser alten Machtstellung. Mainz ist kein Erzbistum mehr, sondern nur Bistum. Die Revolution warf diese mittelalterliche Macht in das Nichts zurück, und als im Jahre 1802 Karl von Dalberg zum Nachfolger des letzten Erzbischofs



Mainz — Gymnasium

und Kurfürsten Friedrich Karl Joseph von Erthal ernannt wurde, war von dem alten Erzbistum nicht mehr viel vorhanden. Der ganze Kurstaat links des Rheins gehörte seit dem Lüneviller Frieden zu Frankreich, ebenso Dalbergs Bistum Worms, und was noch nicht weggenommen war, sollte säkularisiert werden. Als Fürst Primas von



Mainz — Uferstrasse

Deutschland stützte Dalberg sich auf seinen Schöpfer Napoleon, der dann weiter einen Grossherzog von Frankfurt aus ihm machte, um schliesslich auch diesen mit in seinen Untergang hineinzuziehen. Am 12. Juli 1816 nahm Hessen-Darmstadt von der ehemaligen Reichsstadt und Residenz des Kurfürsten Besitz, und preussische und österreichische Truppen besetzten die Bundesfestung. Seit 1866 erhielt Preussen das alleinige Besatzungsrecht in Mainz; die Stadt wurde Reichsfestung und Hauptstadt der grossherzoglich-hessischen Rheinprovinz. So hat sich der Traum des französischen Dichters vom Jahre 1839 nicht erfüllt. Als er die Citadelle von Mainz bestieg und hier den Eigelstein (Eichelstein), ein turmartiges Gussmauerwerk erblickte, das einst die römischen Legionen unter Kaiser Claudius dem Andenken des Drusus Germanicus errichteten, kam ihm der römische *Aquila,* der französische *Aigle* in den Sinn, und er dichtete: «Ein kaiserlicher Adler, ein furchtbarer und allmächtiger Adler hat sich dort 1600 Jahre lang niedergelassen, dann ist er verschwunden. Im Jahre 1804 erschien er wieder; im Jahre 1814 flog er aufs neue davon. Heute, in der Stunde, da wir stehen, bemerkt Mainz am Horizont, von der Seite Frankreichs her, einen schwarzen Punkt, welcher grösser wird und näher kommt. Das ist der Adler, der

wiederkehrt!» — Wohl kam der Adler, aber nicht von Frankreichs Seite her, sondern hoch vom deutschen Norden. Der kaiserliche Adler Frankreichs brach die Schwingen und fiel todwund zur Erde. In Mainz aber residiert die Stadtbürgerschaft im kurfürstlichen Schlosse, und auf dem Rhein schaukeln sich, wie Schwäne stolz, die eleganten Rheindampfer voll fröhlicher Menschen, voll von Bürgern und Kaufleuten und pusten im Vorüberfahren den Ruinen der feudalen Zeit ihren Dampf ins Gesicht. Die Zeit scheint erfüllt, um deren Segen einst «ein gewaltiger Bürger von Mainz» seine Mitbürger und die Bürger der Nachbarstädte Worms, Oppenheim und Bingen zur Einigung aufrief, die den Grund legte zum ersten rheinischen Städtebund (1254). Arnold der Walpode empfand die Zeit voraus, da mit der Einigung des deutschen Bürgertums der Friede eintreten werde. Und kleiner und kleiner wird nun der Schatten, den jene feudalen Ruinen werfen; Stein um Stein sinkt die Vergangenheit in die Fluten des Rheins, Datum um Datum aus lebendiger Erinnerung in den Strom der Vergessenheit. Die Raubvögel sterben aus, und ein anderer königlicher Vogel, der Vogel des Friedens, des Verkehrs, der Schönheit und der Künste erschien uns in dem Bilde, welches diese koketten, lachenden, schaukelnden Rheindampfer erweckten. Der Schwan aber ist der weissagende Vogel der deutschen Sage, er ist der Vogel, dem der Mensch seine Wünsche anvertraute, er ist der Vogel, der auf strahlend weissem Gefieder den Künstler zur Sonnenhöhe trägt, aus der er sich die Freude und Kraft holt, sein Wünschen in Wesen und Wirklichkeit umzusetzen. Er war es, der einst die Mainzerinnen zur Verehrung ihres Sängers aneiferte, jenes Heinrich Frauenlob (gestorben 1318), von dessen Ruhm heute das Marmordenkmal Schwanthalers im Kreuzgang des Domes spricht. Und er war es auch, der in unserm Jahrhundert den



Mainz — Peterskirche

Geist eines Thorwaldsen beflügelte, den Mainzern ein Denkmal zu schenken, das an edler Schönheit seines Gleichen sucht: das Denkmal Gutenbergs.

Johann Gensfleisch, genannt zum Gutenberg, an den in der Stadt noch der «Hof zum Jungen», Gutenbergs erstes Druckhaus (1450 bis 1455), dann der «Hof zum Gensfleisch», angeblich Gutenbergs Geburtshaus, erinnern, ist in Mainz geboren und gestorben (Februar 1468). Einsam stellte ihn Thorwaldsen auf hohen Sockel, wie er einsam im Leben stand. Denn die beiden Gestalten des Johannes Fust und Peter Schöffer, welche man in Frankfurt neben ihn stellte, standen im Leben nicht *neben* ihm, sondern nur *gegen* ihn. Gutenberg ist der Erfinder der Buchdruckerkunst mit gegossenen Typen, er allein, und Fust wie Schöffer haben nur die «Ehre», ihn reichlich ausgeplündert zu haben. Künstler war Gutenberg, Verleger Fust und Schöffer, zwei Menschenarten, welche in Deutschland bis auf den heutigen Tag vielfach in dem gleichen Verhältnisse zu einander stehen, wie Gutenberg zu seinem «Gehülfen» und «Protektor» stand. An der Grenzscheide zweier Zeitalter schuf er der Zukunft die Waffe gegen die Vergangenheit. Das erste Buch, welches er druckte, war die 36zeilige Bibel, der 1453 bis 1455 die 42zeilige Bibel folgte. Arm ist der grosse Erfinder gestorben und ward bei den Franziskanern begraben. Und nur sieben Jahre war er tot, als in Köln die Censur eingeführt wurde, der vier Jahre später (1479) durch ein Edikt des Papstes



MAINZ — DRUSUSSTEIN

eine allgemeine Censur folgte. Der Bischof sollte überall der Censur walten, denn was es zu hüten galt, merkte man nur zu bald. Schon im Jahre 1501 legten die Päpste den Index der verbotenen Bücher an. Aber die Popularisierung des Gedankens, der Wissenschaft, der Wahrheit konnte verzögert werden, verhindert werden konnte sie nicht, und um das erste gedruckte Buch begann auch der erste welterschütternde revolutionäre Streit. Gutenberg und Wittenberg — das reimt sich beinahe, und was sich in der Geschichte beinahe reimt, wird ja auch beinahe wohl das Rechte treffen. So steht Mainz mit seinem Gutenberg am Anfange einer neuen Zeit, die wir heute «noch nicht» haben, denn die Censur ist immer noch nicht verschwunden, und was die Wahrheit betrifft, hm, ja, sie ist zwar sehr schön, aber bequem, nein, bequem ist sie nicht, wie die Leute sagen. Ich glaube zwar nicht alles, was die Leute sagen, indes sie glauben es und sie glauben mir nicht. Der Glaube aber macht selig. Jenes «noch nicht» verdirbt jedoch dem Rheinländer den Humor nicht. Er sieht die Schwäne des Friedens, der Schönheit und Kunst auf den grünen Rheinwogen dahingleiten, und der stillen Prophezeiung dieser königlichen Vögel vertraut er mit gesundem Herzen. Er hat ja warten gelernt.

Wir aber warten nicht mehr, sondern wenden uns hinunter zum Rheinufer, wo an der Landungsbrücke eines jener kleinen, eleganten Dampfschiffe schaukelt, welche den Verkehr zwischen der goldenen Stadt und dem Rheingau unterhalten. Die Sonne steht tief im Westen, und ein Rosaduft verbreitet sich über die ganze Landschaft bis hinüber zu dem Violett und tiefen Blau der Berge. In pfeilschnellem Fluge gleiten wir unter der herrlich gespannten Brücke hindurch, und über dem Goldschimmer der Wellen lauscht am linken Ufer aus weiten Obst- und Gartenanlagen das betriebsame Mombach hervor, am rechten Ufer aber rauchen vor uns die Schornsteine von Biebrich. Auch hier liegt ein neues rauchendes Biebrich neben dem alten, dessen Name, wie einige wollen, uns tief in die urwilden Zeiten zurückführt, da der Biber noch sein Reich am Rheinstrom hatte. Sofort bei der Landung fällt uns der prächtige Schlossbau ins Auge, der unter dem Fürsten Georg August

Samuel von Nassau-Idstein begonnen wurde im Jahre des Carlowitzer Friedens (1699). Beendet wurde der Bau in dem Jahre, da mit dem Erbauer die Nassau-Idsteinische Linie ausstarb (1721). Betreten wir heute den wundervollen Park, so sehen wir von fürstlichem Leben nichts mehr, sondern in den herrlichen Kastanienalleen wandeln fröhliche Besucher, und an schönen Sonnentagen ist in Biebrich thatsächlich ein



Schloss Biebrich

fortgesetzter Sonn- und Festtag. Auf den Terrassen der Hôtels «Nassauer Hof» und «Krone» staut sich eine bunte Menschenschar, welche bei jeder Ankunft der Lokalstrassenbahn von Wiesbaden sich mehrt. Als im Jahre 1866 Preussen Besitz ergriff vom Herzogtum Nassau, wurde der Inhalt der grossen Treibhäuser an den Palmengarten in Frankfurt verkauft. Bis hierher flog der preussische Adler den Rhein hinauf, aber noch heute erinnern die kopflosen Gestalten auf dem Rundbau des alten Fürstenschlosses an die Leute von jenseits des Rheins, die vor hundert

Jahren (1793) hier ihr daheim erlerntes Handwerk an den armen Steinmännchen übten.

Blickt zurück, schauet hinauf, seht um euch her, wohin das Auge sich wendet, findet es Leben und Schönheit! Und niemals inniger habe ich sie empfunden, als in jener Nacht, da mich einmal in Frankfurt eine schwere, dumpfe Stimmung drängte, noch mit dem letzten Abendzuge hierher an den Rhein zu fahren. Der helle Mond stand am Himmel, als ich in Mosbach den Zug verliess und durch das schlafende Städtchen zum Rhein hinabeilte. Kein Hôtel, kein Gasthaus mehr offen. Schellen mochte ich nicht, und so war ich auf die Natur angewiesen. Und sie nahm mich auf und bettete mich weich und warm an ihrer Brust.

Das war ein Schlaf so selig,
Das war ein Traum so hell,
Als mir zu trauter Ruhe
Nur rauschte des Stromes Well'.

Sie rauschte die alten Märchen
Von Freiheit, Frieden, Glück,
Es war, als kehrten die Zeiten
Der Kindheit mir zurück.

Und als ich am Morgen erwachte,
Ein Stern im Westen stand,
Der sandte silberne Grüsse
Hin über das träumende Land.

Und sandte silberne Grüsse
Mir tief ins Auge hinein:
Wenn dir der Mut verzaget,
Kehr' wieder an den Rhein!

Kehr' wieder, kehre wieder,
Wo ew'ge Schönheit blüht!
Wo dir der Mutter Liebe
Zuerst die Brust durchglüht!

Wo uns das Herz geneset
Von dumpfer Lebenspein,
Die Nachtigall hat mir's gesungen:
«Am grünen, am blühenden Rhein!»

Und da hätten wir ihn ja wieder, den beflügelten Pegasus, der sich so manchen unzarten Rippenstoss von Sonntagsreitern gefallen lassen muss. Aber was thut's? Er ist geduldig, geduldig wie die rotbesattelten Esel, welche am Rhein die fröhlichen Faulpelze zu den Höhen tragen.

«Haben Sie gute Geschäfte gemacht?» fragte mich einmal ein Herr in einem rheinischen Gasthaus, als er bemerkte, dass ich mir einige Notizen machte.

«Wie man's nimmt,» erwiderte ich. «Ich setze hier bares Geld in Wein und Notizen um. Weitere Geschäfte mache ich nicht.»

«So, Sie reisen also zum Vergnügen?»



MOOSBURG

«Ja, so ungefähr! Ich schaue mich bei den Leuten am Rhein um und notiere mir, was mir auffällt, was mir besonders charakteristisch erscheint.»

«Haben Sie sich denn auch schon die rheinischen Esel notiert? Sie sind ganz besonders charakteristisch. Erst in Südtirol und Oberitalien finden Sie solche ausgewachsene Exemplare wieder.»

Na, war das ein bissiger Patron! Und dabei hatte der Mann auch noch die Unverfrorenheit, ganz still in sich hineinzukichern. Aber ich nahm Rache. «Die Esel sind notiert, aber Sie kommen jetzt dazu,» sagte ich ihm.

«Das ist mir ganz angenehm,» erwiderte er, «denn ohne Treiber rühren sich die Biester doch nicht.»

«Ah so, meinen Sie?» — lachte ich. «Aber es könnte doch auch anders für Sie ausfallen. Haben Sie noch nie davon gehört, dass zwischen Mensch und Tier, welche lange miteinander verkehren, eine Aehnlichkeit sich herausbildet, also in diesem Falle der Treiber dem Esel und der Esel dem Treiber ähnlich würde?»

«O ja! Aber das soll ja so sein. Das nennt man ja Kulturfortschritt, wenn sich der Wille des einen und der Nichtwille des andern auf halbem Wege begegnen. Und darauf wollen wir einmal trinken. Es lebe Köln! Köln und der Rhein!» — rief der Mann fröhlich. — Die Gläser klangen. Der war also wieder einmal aus dem sogenannten «hillige» Köln, wo im ganzen Jahr die Karnevalsstimmung präpariert wird. Aber es ist recht so, und ein Philister, der sich über den mitunter auch derben Humor, der hier noch heimisch ist, erregt!

Und so mag uns denn der Pegasus, den wir in Biebrich einfingen, gleich weiter tragen. Wir kommen mit ihm schneller vom Fleck, als mit der Biebrich-Wiesbadener Dampfbahn, obgleich sie keineswegs langsam fährt, sondern die prächtige Chaussee nach den «Thermen Caracallas» in strebsamer, pflichttreuer Emsigkeit hinaufpustet. Der römische Kaiser wusste schon, was hier vor allem not that, als er über dem Badeeingang den Spruch anbringen liess, der zu deutsch etwa lautet:

> Komm ohne Sorgen hierher, damit ohne Krankheit du scheidest,
> Denn nicht für den wird gesorgt, der seine Sorge nicht lässt.

Und die Hunderttausende, welche nun jährlich aus aller Welt in bunten Scharen hier zusammenströmen, scheinen es ebenso zu wissen, was not thut. Schon unserem rheinländischen Dichter Wolfgang Müller von Königswinter erschienen diese Stärkung suchenden Menschenschwärme so, wie wir sie heute noch sehen:

> Ihr schaut in Augen, leuchtend und beglückt,
> Die sich erfreu'n der frischen Lebenswonne;
> Der Krankheit Stachel, der sie scharf gedrückt,
> Entweicht in dieses Landes warmer Sonne.





Panorama von Wiesbaden



Rathaus

WIESBADEN UND UMGEBUNG

»Ein Land für das Alter oder für Leute, die nie warm werden,« spottete Beurmann über die wunderbare Hitze Wiesbadens, aber er war auch so einer, der gerade das verspottet, was er liebt, eine rheinländische Eigentümlichkeit, welche wohl nirgends so sehr Ausdruck fand, als in unserem Dichter Heinrich Heine. Ein Klima, wie es Südfrankreich nicht milder aufzuweisen hat, ein Boden, auf dem kein Schnee liegen bleibt, ein Ort, an dem der Winter nur kurze Dauer hat, und ein Bad, welches darum mit vollem Recht seinen Segen spendet das ganze Jahr hindurch und als Winterkurort einen weiten Ruf geniesst: das sind die Vorzüge Wiesbadens, die im Verein mit der seltenen Schönheit von Land und Stadt, heimischer Erde und internationalen Lebens fort und fort die Menschen herbeilocken.

So strömen sie aus allen Zonen her,
Naht sich der Lenz mit seinem Rosenschritte,
Zu diesen Quellen wogt es übers Meer,
Zu ihnen wogt's aus tiefer Länder Mitte.
Hier seht ihr jedes Volk und jedes Land,
Verschieden in Gewohnheit, Sprache, Sitte,
Ob ihm die Zügel hält Tyrannenhand,
Ob ihm der Freiheit helle Rechte blinken,
Hier herrscht Natur mit sinnigem Verstand,
Und ohne Unterschied giebt sie zu trinken. (Wolfg. Müller.)

Prächtig ist ja schon die natürliche Lage der Stadt. Vier Thäler, das Rambach-, Nero-, Adams- und Wellritzthal, von den Höhen des westlichen Taunus herabkommend, laufen hier zusammen, ihre Bäche, den Rambach-, Schwarzbach, Kesselbach und Wellritzbach zum Salzbach vereinigend, der nun nach Biebrich zum Rheine fliesst. Und weit in die Thalebene vorgeschoben, erhebt sich der Neroberg im Norden der Stadt, seine waldigen Abhänge den Anlagen entgegenstreckend, welche menschlicher Gartenkunst ihre Entstehung verdanken. Zwischen Villen und Gärten wandelt man auf schattigen Wegen der Höhe zu und geniesst dort oben vom Tempel aus eine Aussicht auf die Stadt und in den Rheingau hinaus, wie sie schöner nicht zu wünschen ist. Namentlich, wenn sich die Sonne zum Untergange neigt und leise Rosennebel das weite Rheinthal erfüllen, werden hier dem Auge Farbenstimmungen bescheert von ganz wunderbarer Pracht. Und mit der Dämmerung kommen die Träume und ziehen Gedanken in die Vergangenheit zurück. Der Neroberg! Ist es nicht eine wilde Tyrannengestalt aus römischer Zeit, die unserm klassisch gedrillten Gedächtnis zuerst aufsteigt? Und ihm zur Erinnerung sollte dieser herrliche Erdenfleck seinen Namen tragen? Das kann nicht sein, obschon es zu allen Zeiten, wo es Mächtige gab, auch Byzantiner gegeben hat. Neresberg hiess er einst. Man hat einen Ersberg daraus machen wollen in Erinnerung an den alten Gott der Süddeutschen «Er», den altnordischen Ziu. Ich hätte gern einen Wonneberg zurechtgedichtet, allein es gelang mir nicht, denn Jakob Grimm, der Meister der altdeutschen Sprache, wollte mir absolut kein Stammwort «nêr» von dieser Bedeutung bieten. So dichte ich denn im Abendsonnenschein ruhig etwas anderes. Ich sehe die alten Mattiaker mit den Batavern gegen die Römer ziehen (69 n. Chr.), ich höre einen andern Volksnamen hinzuklingen, den der noch ältern Uisipeter, und «die Wiesbäder» erwecken mir einen gewaltigen Respekt. Und weiter gedenke ich der Hügelgräber zwischen dem alten Kloster Clarenthal und dem Holzhackerhäuschen, sowie der gewaltigen Ringwälle auf den Taunushöhen, namentlich dem Altkönig, und ich bin abermals eine Zahl von Jahrhunderten rückwärts bei den Kelten



Wiesbaden, Kursaal

angelangt, die einst in diesen Gegenden ihre Heimstätten hatten. Doch wieder hinab fliegt mein Blick, wo in der Ferne am Rheinufer die freundlichen Häuser am Schierstein sich unter Obstbäumen verstecken, und nicht nur des Höllberger Weines gedenke ich, und nicht nur, dass auf der Höhe von Schierstein mit dem lieblichen Groroder Thal, welches von dem kirschbaumumblüten Frauenstein (berühmte Linde und Burgruine) zum Rheine führt, zur Seite, Goethe gern verweilte, und auch nicht nur dessen gedenke ich, dass sich dort heute die Herren Söhnlein & Co. in altkeltischer Erinnerung der Champagner-Erzeugung ergaben, sondern die «Schiersteiner Gigantensäule» steigt vor mir auf, die nun einen

Schmuck des reich ausgestatteten Wiesbadener Altertumsmuseum bildet, und sie führt mich wieder mitten hinein in die Römerzeit. Und höre ich nun von den vielen römischen Ansiedlungen auf den benachbarten Höhen (Bierstadt, Neroberg, Münzberg, Hasselt, Rambach); sehe ich den Reichtum von Schmuckgegenständen, Waffen, Hausgeräten, welche die Erde, das weite Grab früheren Lebens, der Mutterschoss alles Zukünftigen, uns aufbewahrte; betrachte ich mir, was von römischen Badeanlagen am Schützenhofe und in der Nähe des Kochbrunnens aufgefunden wurde, so erhebt sich vor mir ein Bild reichen und üppigen Lebens. Auch als die Römer das rechte Rheinufer aufgaben, blieben diese Teile des überrheinischen Landes in ihrem Besitz. «Die warmen Quellen (aquae mattiacae) wurden erweislich in Vespasians Zeit und sicher schon lange vorher von den Römern benutzt; unter Claudius wurde hier auf Silber gebaut.» Die Mattiaker aber blieben hier ansässig und stellten Truppen zur römischen Armee. Völkerstürme rasen von den Höhen herab und dringen von der Rheinebene herein, und im Getümmel der Schlachten, in Feuer und Rauch vergeht dieses Bild, und ein fränkischer Frohnhof erhebt sich am heutigen Markte der Stadt, angelehnt an die Reste der alten Kastellmauer. Alemannische und fränkische Bauern siedeln sich mit dem Anfang des VI. Jahrhunderts hier an. Der alte ager Mattiacus wird ein Teil des uralten Rheingaus, der sich vom Lobdengau bis zum Einrichgau, von Weinheim an der Bergstrasse bis unterhalb Lorch erstreckte. Der Main gliederte ihn in einen obern und niedern Gau, die unter besondern Grafen standen. Der niedere Gau umfasste auch das Wiesbadener Gebiet, bis er sich wieder spaltete, wie Riehl vermutet, dem ich hier folge. Wiesbaden fiel dem oberen Teil, der sogenannten Königshundrete zu, während der Rheingau von Walluf abwärts einer eigenen und eigentümlichen Entwicklung zuschritt.

So lange die fränkische Königsmacht ihre gebietende Stellung behauptete und das Schwert vor dem Spaten das Uebergewicht behielt, überragt die Königshundrete den heutigen Rheingau weit. In Biebrich stand die alte Königsburg, in Wiesbaden die kaiserliche Pfalz, Königshöfe lagen auf dem ganzen Gebiete zerstreut, so in Mosbach, Dotzheim,

Schierstein, Massenheim, Nordenstadt u. a. Als aber dann die Entwicklung des deutschen Bürgertums mit dem Ende des X. Jahrhunderts einsetzte, erhob sich der Rheingau und die Königshundrete trat zurück. Und das blieb für die Wiesbadener Gegend so bis an den Anfang der neuen Zeit, so dass hier noch lange der alte Spruch seine Geltung be-



Wiesbaden, Kurpark

hielt: «wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause.» Während der Rheingau seine alten Freiheiten behauptete, teilten sich die kleinen Dynasten in die Königshundrete. Die Nassau und Eppstein sind die hervorragendsten Gewalthaber im alten Königsgau. Bataver und Mattiaker stehen in der Geschichte neben einander, wie später die Holländer und die Nassauer. Und so mag denn die Deutung Jakob Grimms nicht unrecht sein, der in dem Namen

«Nassau» eine sinngemässe Umwandlung und Fortpflanzung des «Mattium» zu erkennen glaubt; denn die Nassauer fallen in der Geschichte im Jahre 915 plötzlich vom Himmel. Dem wiederspricht aber alle irdische Gepflogenheit und das zähe Festhalten an alter geheiligter Tradition so sehr, dass wir für die Leute von der «nassen Au» einen alten Ursprung beanspruchen müssen. Mit den Nassauern war Wiesbadens Schicksal durch die Jahrhunderte verknüpft. Nachdem die Stadt zu Ende des XV. Jahrhunderts und dann weiter ins XVI. hinein eine erste Blütezeit erlebt hatte, nahm sich nach dem grossen Kriege Fürst Georg August (1677—1721), dann Fürst Karl (1728—1775) derselben an. Wiesbaden wurde Residenzstadt, und sein Ruf stieg in der vornehmen Welt gewaltig. Seit dem 1. Januar 1816 war Wiesbaden Landeshauptstadt des vereinigten nassauischen Herzogtums, und unter seinem letzten Herzog Adolf (1839—1866) setzte das Badewesen und die Kurindustrie nun mit aller Macht ein. Nach der Vereinigung mit Preussen blieb Wiesbaden Hauptstadt der neuen Provinz und Sitz des Regierungspräsidenten. Von dem raschen Wachstum der Stadt geben folgende Zahlen ein charakteristisches Bild. Im Jahre 1816 zählte die Stadt nicht 5000 Einwohner, 1840 erst die doppelte Zahl, 1865 war sie auf das Fünffache von 1816 angewachsen, und heute erreicht sie mit über 75,000 Einwohnern fast das alte Mainz.

Im eigenen Wachstum gewann Wiesbaden allmälig die Kraft, den hiehereilenden Fremden den Aufenthalt auch in jeder andern Weise so erfreulich als möglich zu gestalten. Wer sich für Sammlungen interessiert, findet deren schöne und reiche nicht nur im Altertumsmuseum, sondern ebenso im naturhistorischen Museum, in der königlichen Bildergallerie, in der königlichen Landesbibliothek, im Textilmuseum. Wer schöne



WIESBADEN, KAISER WILHELM-DENKMAL

Gebäude liebt, besuche das königliche Schloss, die englische Kirche, die drei evangelischen und die beiden katholischen Kirchen, die Synagoge, das Kurhaus, das Palais Pauline, das prächtige neue Theater, die griechische Kapelle auf dem Neroberg. Auch an Privat- und sonstigen Gebäuden ist in Wiesbaden manches Hervorragende und Schöne geschaffen worden, und ein weithin leuchtendes Kunstwerk besitzt die Stadt nun in dem in den Parkanlagen errichteten Marmordenkmal Kaiser Wilhelm I., nach Johann Schillings Modell durch Raffaello Cellai ausgeführt. Ich wandere still dem Rathause zu (deutsche Renaissance von Hauberisser in München), und zwar thue ich das nicht, um mir irgend einen Rat zu erholen, sondern weil es in einem anständigen deutschen Ratshause auch einen anständigen Ratskeller gibt. Von den Wänden lacht mir fröhlicher Bilderschmuck entgegen, und feine Sprüchlein verkünden mir, dass der Humor vom nahen Rhein in das feinlebende Wiesbaden gedrungen ist. Er geriet zwar ins Souterrain, aber er ist da. Natürlich der Lutherspruch in einer übermütigen Nuance:

Wer nicht liebt Wein und Gesang
Verdient ein Weib sein Leben lang.

Oben redet der Standesbeamte von der Heiligkeit der Ehe nach den Begriffen des bürgerlichen Gesetzbuches und unten solche Sinnsprüche! Ich rate allen deutschen Frauen und denen, die es werden wollen, den Besuch des Ratskellers an, denn unter der Erde liegen die Wurzeln, aus denen der oberirdische Stamm des deutschen Idealismus hervortreibt. Komische Gedanken das! Hui!

Warum die Betrunkenen schwanken?
Ganz einfach ist die Geschicht:
Der Wein erzeugt grosse Gedanken,
Da kriegt der Kopf 's Uebergewicht.

Und das steht auch da wie ein Kanon an die Wand gemalt. Ich will doch wieder zum Tageslichte hinauf, denn hier wird's einem so seltsam. Dahin, wo Wiesbadens Ruhm zuerst dem Erdboden entströmte, führt mich der Weg, zu den Quellen:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich menget . . .

Da ist der Kochbrunnen. 15 Quellen strömen hier zusammen und versorgen die Badehäuser. 97 Centner Kochsalz werden da täglich aus dem Erdinnern heraufbefördert. Und neben ihm arbeiten noch einige zwanzig andere Quellen in dem Wunderboden Wiesbadens. Kochbrunnen, Adlerbrunnen, Schützenhofquelle, Spiegelquelle und die Quelle im Adler sind die bedeutendsten. Sie liegen in gerader Linie und liefern in der Minute 768 Liter Wasser. Zwischen 68,75° und 49,2° C. bewegt sich die Temperatur dieser Quellen. Wie sie zu benützen sind, sagen dem Kranken die Aerzte und Führer. Ich komme zwar eben aus dem Rathause, aber ärztlichen Rat mag ich hier doch nicht erteilen. Lieber halte ich mich an die herzbrechenden Reime Trillers, eines, wie Gottsched meinte, berühmten Dichters, der die Wirkungen der Wiesbadener Quellen also beweglich und mit fürnehmer Kenntnis schildert:

Inzwischen lässt sich aus den Teilen,
Die sichtbar sind, so viel versteh'n,
Mit was für grosser Kraft zu heilen
Die Wasser von Natur verseh'n.

Von innen dient es abzuführen,
Und macht die Eingeweide rein;
Es säubert Blase, Darm und Nieren,
Und treibt den Gries und Lendenstein;

Es öffnet die verstopften Gänge
In Leber, Milz, Netz und Gekrös,
Und kein Kanal ist ihm zu enge,
Es dringt durch jegliches Gefäss.

Doch kann das äusserliche Baden
Fast grössren Nutzen nach sich zieh'n;
Es heilet manchen alten Schaden,
Der aller Kunst unheilbar schien.

Wenn Jungfern keine Rosen blüh'n
Und Weiber noch nicht Mütter seyn,
Wird beiden oft das Glück verlieh'n,
Dass sie sich ihres Wunsches freu'n.

Es leben mehr als tausend Zeugen,
Die dieses Bades Ruhm erhöh'n;
Drum will ich wohlbedächtig schweigen
Und hier halb müde stille steh'n.

Triller ist übrigens kein Mann von Wort. Statt wohlbedächtig zu schweigen, trillert er noch eine ganze Strecke weiter. Ich aber kann seinem lieblichen Sang nicht länger lauschen, da mir der Boden unter den Füssen brennt. Weiter muss ich wieder, hinaus aus der schönen Stadt, die mir aus mancherlei Lebenserfahrungen so freundlich in der Erinnerung steht. Und so nehme ich am rheinischen Bahnhof die Bahn über Dotzheim, mit prächtigem Rundblick, um den Schläferskopf herum in den Wald hinein zur Station «Eiserne Hand». Und wie viele Wald- und Bergherrlichkeiten locken hier wieder von allen Seiten! Die «hohe

Wurzel» zur Linken, der Altenstein, die Rentmauer und weiter hinaus die Platte zur Rechten, hinter mir die in prächtigem Hochwald gelegene Oberförsterei Chausséehaus und vor mir abwärts das Aarthal, dem die Bahn nun bis Diez folgt. Durch Nadelholz und Feld wandre ich hinab gen Bleidenstadt im Aarthal und erreiche mein Ziel, das Bad Langenschwalbach in 1 ½ Stunde.

Schwalbach ist so recht eigentlich ein — Nest. Erzürnen Sie, bitte, nicht, wenn ich das sage, denn, wie ich es meine, ist der Ausdruck schon erlaubt. Ein Nest im Grünen, so lieblich, so reizend liegt es im Wiesengrunde, fast eine halbe Stunde lang ausgestreckt, mit seinen schmucken Häusern, seinem prächtigen Kursaal. Ein Plätzchen zum Träumen und Dichten! Auch eine Geschichte hat Schwalbach, aus der ich entnehme, dass hier schon vor zweihundert Jahren berühmte Kurgäste weilten, so Tilly und der deutsche Künstler und Topograph Merian. Der letztere ist hier nicht nur im Jahre 1650 gestorben, sondern er war wohl auch der erste, der Schwalbach durch seine Zeichnungen und Radierungen in weiterer Welt bekannt machte. Heute ist Schwalbach seiner herrlichen Stahlquellen wegen meist von Frauen besucht, doch glaube ich nicht,



Langenschwalbach



LANGENSCHWALBACH, STAHLBAD

dass sie gerade wegen der Eigenschaften hierher gehen, welche der berühmte Arzt und Pharmakologe Jakob Theodor Tabernaemontaunus (Schenkenberg), der in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts lebte und wirkte, dem «Swalborn», dem heutigen Weinbrunnen nachrühmt: «Wenn Einer sich auch von starkem Wein übertrunken hätte und ihm der Kopf wehe thäte, der trinke dieses Brunnens genug, es verzehrt ihn.» Und wie lockt es euch wieder hinaus nach allen Seiten! Nach der Burg Hohenstein auf wildem Felszacken, der der Eisenbahn im Aarthal den Weg versperrte, so dass sie hindurchkriechen muss; nach der herrlich gelegenen, wohlerhaltenen Burg Hohlenfels, vom Zollhaus aus leicht erreichbar; nach Kemel auf der rauhen Kemeler Heide, nach der «hohen Wurzel», durch das Aarthal hinab nach Diez, durch Aar- und Scheiderthal nach Idstein, über Hohenstein nach dem alten Städtchen Katzenelnbogen, über Nastätten nach St. Goarshausen, über Kemel nach Caub und durch das Wisperthal hinaus nach Lorch. Ein vierter Weg, der zum Rhein führt, von allen der nächste, ist der über Schlangenbad nach Eltville oder Walluf. Diesem folge ich.

Schlangenbad ist kein altes Bad. In den letzten zwei Jahrhunderten wuchs es langsam zu dem heran, was es heute ist. Wie Schwalbach war es zuerst ein Luxusbad, namentlich von der Mainzer Geistlichkeit



Burg Hohlenfels

sehr bevorzugt; heute dient es thatsächlich der Reorganisation der kranken Menschheit. Das mag ja für den, der an die Malthus'sche Uebervölkerung glaubt, auch ein Luxus sein, aber so lange wir noch nicht ganz tabellenmässig und statistisch mit Volk und Menschheit verfahren, sondern

auch dem Einzelleben liebende Rechnung tragen, so lange wird man Pflege und Stärkung der Kranken nicht als Luxus betrachten. Schlangenbads Quellen sind warm; sein Wasser macht den Eindruck, als sei es «flüssiger Sammet», wie ein sprachkühner Mann behauptet. Riehl nennt uns die grossen Vorzüge dieses Bades: «Was dem Schlangenbad an den zerstreuenden Genüssen des städtischen Lebens abgeht, das wird ihm durch die wunderbare Mannigfaltigkeit in den landschaftlichen Reizen seiner Umgebung überreich heimgezahlt. Es mögen andere Orte von einer grossartigeren Alpennatur umgeben sein und der erste Eindruck der Lage mag vielleicht ein imposanteres Bild gewähren. Aber in der Fülle des Wechsels einer mit jeder Wendung neuen und immer in einem anderen Charakter schönen landschaftlichen Scenerie thut es wohl kein deutsches Bad dem Schlangenbad zuvor. Seine originelle Lage mitten in dem Knotenpunkte von vier grossen, in sich grundverschiedenen Landschaftsgruppen gibt ihm diesen seltenen Vorzug. Südöstlich öffnet sich der Rheingau, das reiche, weit offene, in seiner Kulturpracht so malerische Stromthal; nordwestlich steigt das Rheingauer Gebirg mit den Schluchten und Waldwildnissen des düsteren Wisperthal-Gesenkes auf, östlich der Taunus, dessen breite Bergflächen gleichsam hingegossen gelagert erscheinen, während die Höhen des Rheingauer Gebirges wie aufrechtstehend sich darstellen, und daran fügt sich im Norden die hügelreiche Hochebene der Niedergrafschaft Katzenelnbogen. Jede dieser vier grossen Landschaftsgruppen fängt sozusagen vor den Thüren von Schlangenbad an. Ganz nahe hinter Schlangenbad, nach Schwalbach zu, an den Quellen des Wallufer Baches, ist die Wasserscheide der Wisper, des Aargefälles und der Rheingauer Bäche. Von diesem Höhenpunkte (Bienkopf) aus kann man mit einem Blick die so scharf kontrastierenden Grundformen der vier grossen Landschaftsgruppen vergleichend übersehen, die bei Schlangenbad in einem gemeinsamen Grenzwinkel zusammenstossen.

Alle diese landschaftlichen Vorzüge aber möchten für den Nichtwissenden wettgemacht werden durch den ominösen Namen, denn ich erinnere mich sehr wohl, welches leise Gefühl vorsichtigen Grausens mich einst gefangen hielt, als ich zum ersten Mal in jungen Jahren, von



SCHLANGENBAD

Eltville kommend, vom „grauen Stein“ durch den Wald abwärts in das liebliche Thal hinabstieg. Glücklicherweise hatte ich meine herrlichen Brombeeren schon gepflückt, als ich da auf halber Höhe richtig eine Schlange entdeckte, die sich auf moderndem Baumstumpfe sonnte. Bei Schwalbach denkt man wohl an Schwalben; liegt doch das reizende Städtchen wie ein Schwalbennest an der Bergwand. Bei Schlangenbad aber kommt die Schlange in unsere Vorstellung gekrochen. Aber Furcht ist unnötig. Denn die ganz ungefährliche Aeskulapschlange der Römer kommt nur noch ganz selten vor, und gefährlich sind höchstens die lieblichen Evasschlänglein, die schon den braven Dr. Johann Peter Welcker zu der Klage veranlassten, „dass die Mondscheinpromenaden in den dichten Bosquets und Alleen zu excessive zu geschehen pflegten.“ Diese Schlangenart, so lieblich sie ist, hindert oft den ganzen Erfolg der Kur. Darum sei der ernste Kurgast vorsichtig!

Und noch einen grossen Vorzug hat Schlangenbad, den Riehl wohl auch sehr gut kannte, den er aber doch nur leise andeutet. Wandert man nach links eine Stunde — das Gesicht natürlich dem Rhein zugekehrt — so gelangt man zu den Weinquellen von Rauenthal; wandert man geradeaus, so läuft man direkt in das weingesegnete Eltville, und wenden wir uns ein wenig nach rechts, so haben wir den Gräfenberger bei Kiedrich und Burg Scharfenstein. Und da soll einem die Wahl nicht schwer werden? Doch wir sind ja keine Genossen des Wild- und Rheingrafen, den uns Gottfried August Bürger in seinem „wilden Jäger“ so herrlich geschildert, und so können wir uns wirklich vom Linken umgarnen lassen, abgesehen davon, dass er ja sofort der Rechte ist, wenn man von Eltville nach Schlangenbad geht, und nicht, wie wir, umgekehrt. Und erst, wenn wir ihn schmecken, den heiligen Trunk, den die Sonne da aus Rauenthals Rebenhügeln hervorzaubert, so werden wir sagen: Dieser Linke ist der Rechte. Und wir werden weiter sagen:

Der Moses ist doch kein grosser Mann,
So weit er sein Volk auch geführet,
Und was er gethan, das glaube man,
Wird heute von manchem probieret.

Er schlug an den Fels und Wasser quoll
Hervor mit fröhlichem Blinken,
Die Juden stürzten darauf wie toll
Und wollten nur trinken — trinken.

Wollt' einer heute mit Wasser gar
Sein Volk so traurig benetzen,
Ich glaube, er würde blank und bar
Den Aermsten damit verletzen.

Wollt' einer heute ein Moses sein,
Sein Volk aus der Wüste zu führen,
Er müsste statt Wassers Rheingauer Wein
Dem Volke zur Labe erküren.

«Hoch Moses, hoch unser Moses, und Heil!»
Würd's klingen. — Doch leider vergebens!
Der Moses kommt nicht. Aus dem Felsen so steil
Schlägt kein Zauberer die Quelle des Lebens.

Das kann nur der Mann, der die Arbeit nicht scheut;
Ihm quell'n aus den Felsen am Rheine,
Was kein Wunder vollbringt und kein Zauber gebeut,
Die göttlichsten, köstlichsten Weine.

Drum alle, die ihr da trinket den Wein,
Gedenket des Manns, seiner Not, seiner Pein!
Legt an einen grossen, altdeutschen Schrein
Und werfet die Gaben der Freude hinein,
Dass wieder die heimische Erde
Den Winzern zum Eigentum werde!



Rauenthal



ELTVILLE

DER RHEINGAU

Mindestens anderthalb Hundert heilende Wasserquellen entströmen dem Erdboden im Taunusgebiet, und da nun der Wein stets ein Gegner des Wassers ist, werden wir uns nicht wundern, wenn auf gleichem Boden die Zahl der Weinquellen eine so reiche ist. Macht die Augen auf, wenn ihr da droben auf der Höhe von Rauenthal steht; denn wie hier dem Sonnenstrahl die Freiheit blieb, hineinzudringen, so blieb euerem Blick die Freiheit hinauszudringen in die goldene herrliche Runde. Doch wie kommt das Dorf des «rauhen Thales» auf diese sonnige Höhe? — Ein Wanderdorf, deren es so viele im Rheingau gibt, wie Riehl erzählt. Das Dorf wanderte der Sonne nach, nahm aber seinen alten Namen mit, «daher das seltsame Widerspiel, dass das Dorf, welches einen der mildesten Berge krönt, ‚Rauenthal' heisst.»

Und so wären wir denn richtig von hinten herum im Rheingau angelangt, in dem «reichen Winkel der alten goldenen Pfaffengasse.» Ein armes Volk aber wohnt in diesem reichen Winkel. Der Kulturhistoriker Riehl, der in seinen Studien zur Naturgeschichte des deutschen Volkes auch dieses Völklein und seine Art eingehend würdigte, nennt

das Land ein reiches. Gewiss, der Rhein hat hier einmal sein Prinzip verlassen und das rechte Ufer mit allen Herrlichkeiten beschenkt, während er das linke Ufer dem Rheingau gegenüber ziemlich vernachlässigte. Aber reich ist das Land deshalb doch nicht zu nennen. Dazu sind die bebaubaren ebenen Flächen zu schmal. Der Rheingau ist reich durch sein Klima. Das ist die Urstätte, woher der heitere Sinn des Rheinländers überhaupt stammt. Der übermässige Weinbau, der hier betrieben wurde und wird, wird von Riehl als die Ursache des Elendes der Bevölkerung, der wirtschaftlichen Proletarisierung gekennzeichnet. Auf 20 Jahre 11 geringe Weinjahre, das heisst für den kleinen Bauer 11 Not- und Hungerjahre, darüber helfen ihm auch die wenigen und so unregelmässig wie möglich einfallenden guten Weinernten nicht hinüber. Er muss dabei zu Grunde gehen. Und wenn auch im Rheingau das Rheinthal noch lange nicht in dem Masse unwirtlich wird, wie von Bingen abwärts bis Koblenz, so genügte doch die Enge des Landes bereits vollkommen, ein allseitig breitauslegendes Bauerndasein zur Unmöglichkeit zu machen. Der Rheinbewohner war darauf angewiesen, der bürgerlichen Betriebsamkeit nachzugehen, ohne sich indes von der Scholle direkt lösen zu können. Keine grossen Städte, keine mächtigen Staaten gingen von hier aus, sondern von Süden und Norden her und aus den Seitenthälern heraus griffen ausserhalb etablierte Staaten in diese Gegenden hinein. Dazu aber war der Rhein, und ist es bis heute, die grösste und belebteste Verkehrsstrasse Deutschlands. Alles dies hob den Rheinbewohner aus dem steten, sichern Bauerndasein heraus, indes die Zersplitterung des Verkehrs zwischen den Städten des obern und niedern Rheinthales die Leute des Mittelrheins doch wieder nicht zu kräftigem, selbständigem Bürgertum emporsteigen liess. Schon das rheinische Familienleben gibt Kunde hievon. Die



Eltville, Burg

grössten Revolutionen fanden im Rheinthal nur wenig Anklang. Wohl rissen sie grosse Lücken in den Zusammenhang der Generationen, aber die alte Zähigkeit des bäuerlichen Lebens blieb trotzdem in vielen Verhältnissen und Sitten erhalten. Starr und grausam hielt man auch hier am Altgewohnten fest und stiess von sich ab, was zu anderer Entwicklung strebte. Erst die neue Zeit führte dem Rheinbewohner eine neue Lebensquelle zu: den Fremdenverkehr und die Fremdenkolonien. Ganze Villenreihen entstehen da neben einander, und der Rhein scheint zum Altersasyl von ganz Deutschland werden zu sollen. Diese neue Industrie gab und nahm zugleich. Sie gab, indem sie Geld und Verdienst in's Land brachte; sie nahm, indem sie die alte genügsame Lebenshaltung erst recht unmöglich machte und Bedürfnisse erweckte, die eine frühere Zeit nicht kannte. Es kommt mir nicht in den Sinn, diese Selbsterhöhung des Lebens irgendwie beklagen zu wollen; ich führe sie nur an zum Verständnis des ruinenhaften Zustandes, den wir in vielen Verhältnissen des Volkslebens hier finden. Denn mitten in solches Leben hineingestellt, geht dem kleinen Bauer und Handwerker erst recht der Atem aus. Er kann nicht mehr mit. Er verkommt und sinkt zum Tagelöhner herab, noch ehe er die Mittel, welche die neue Zeit böte, für sich und seine freie Erhaltung zu verwerten vermag. Und es ist nicht nur der kleine Bauer, der da zu Grunde geht. Seht euch die stattlichen Häuser und die winzigen Gärten nur an! Der Vater übte einen bürgerlichen Beruf. Für ihn genügte das. Aber für die Söhne? Was sollen sie mit den grossen Häusern und dem Schwänzchen Erde daran? Privatisieren von Jugend auf oder verkaufen und vaterlandslos werden — das ist der Erfolg dieser kurzsichtigen Wirtschaft, die städtische Strassenanlagen auf's Land hinaus baut. Und dieses ganze herrliche Land zum Luxuslande anlegen heisst ein Verbrechen an der Zukunft begehen. Denn am Luxus geht nicht nur der zu Grunde, der ihm fröhnt, sondern mehr als alles entwurzelt er ein sicheres Volksleben und wirft auch aus der Bahn gesunder wirtschaftlicher Entwicklung, der für den Luxus arbeitet. So erscheint hinter der heitern Aussenseite, welche sich dem Rheinbesucher bietet, gar manche bange Frage, denn



Scharfenstein

die lieblichen Villen am Ufer verdecken nur zu oft die armen Dörfer, die hinter ihnen an der Landstrasse liegen.

Die Waldaffe, welche bei Niederwalluf in den Rhein mündet, trennte einst den Rheingau von der Königshundrete. Mit dem Emporkommen des Rheingaus zog es den Grenzort Walluf selbst aus dem Königsgau nach dem rheingauischen Ufer hinunter, denn «die Luft im Rheingau macht frei» war damals der goldene Spruch. Von hier erstreckte sich der Rheingau bis Lorch, welches aber selbst bereits aus der natürlichen Befestigung hinausfiel, von Strom und Fels durch die Enge bei Bingen gebildet. Urkundlich geht der Weinbau im Rheingau nicht über das IX. Jahrhundert hinaus. Wie eine grosse Stadt lag der Rheingau innerhalb seiner natürlichen Befestigungen, welche im Süden und Westen der Rhein selbst bildete, während im Norden eine künstliche Anlage, das Landgebück, und im Osten eine Reihe von Festungswerken den Abschluss bewirkten. Das Landgebück lief in grossem Bogen von Niederwalluf über das Waldgebirge bis Lorchhausen hinab. Es bestand aus einem

fünfzig Schritt breiten Verhaue, von dem uns Pater Bär in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte folgende Schilderung gibt: «Man warf die in diesem Bezirke stehenden Bäume in verschiedener Höhe ab, liess solche neuerdings ausschlagen und bog die hervorgeschossenen Zweige zur Erde nieder. Diese wuchsen in der ihnen gegebenen Richtung fort, flochten sich dicht ineinander und brachten in der Folge eine so dichte und verwickelte Wildnis hervor, die Menschen und Pferden undurchdringlich war. Die Aufsicht und Unterhaltung lag jenen Ortschaften auf, durch deren Waldmarken sich das Gebück erstreckte. Man zog junge Sträucher nach, um den allmähligen Abgang der alten zu ersetzen und keine zweckwidrige Lücke offen zu lassen.» Innerhalb dieser natürlichen und künstlichen Schutzwehr behauptete das «Land» Rheingau seine alte Freiheit und entwickelte im Nachtrab der deutschen Städteentwicklung die neuen Freiheiten, deren es sich erfreute. Ein städtisches Land, in welchem Dorf und Stadt die Ausnahme, die «Flecken» aber die Regel waren, «ein fest begrenztes, stadtmässig beschlossenes Land von beiläufig vier Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast kulturloser Waldboden, die Südhälfte höchst kultiviert und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15,000 Einwohner (jetzt, d. h. 1869 wohl an 25,000), welche fast durchaus auf jene zwei Quadratmeilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Streifens würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt (Eltville), 19 nahezu städtischen Flecken und 4 Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich 20 Burgen, gegen 60 teils fremde, teils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert, und obendrein hatten noch 12 Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und teilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl



KIEDRICH, CHÖRCHEN

uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, dass die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 23 mit selbständigen Benefizien ausgestattete Geistliche zählte.» So charakterisiert Riehl den alten Rheingau.



Kiedrich, Kirche

Er erzählt uns auch von den alten «Gabelungen», die man bei den Weinverkäufen vornahm, indem man das beste Fass zu dem geringsten, das zweitbeste zu dem zweitgeringsten und so fort zusammenlegte und nur zusammen verkaufte. Dadurch ergab sich überall ein mittlerer Wert. Heute thut man das nicht mehr, aber ich erlebte etwas anderes. Ein Bauer hatte seine fünf Fässer mit Kreide numeriert: I, II, III, IV, V. Der Weinkäufer, den ich begleitete, probierte. Ich probierte mit und meinte unbefangen: «No. II» Der Bauer erwiderte lachend: «Ja wohl! Aber an No. II kommt keiner heran, ehe nicht No. I verkauft ist. No. II verkaufe ich immer, aber No. I — das ist noch nicht sicher. Und schliesslich kann ich das Fass doch nicht selber trinken.» — Er liess sich durch kein Zureden bewegen und so musste eben No. I mitgekauft werden. Mit No. III und den folgenden sei es genau so, lachte er. IV oder V bekäme auch keiner ohne das dritte Fass. So half sich der Bauer, so wehrte er sich allein gegen das Kapital, welches den alten genossenschaftlichen Weinhandel sprengte, und wessen Wunsch

wäre es nicht, dass er sich stets mit Erfolg so zu wehren und sich hochzuhalten vermöchte, bis er seinen Preis erzielt hat? Aber diese Art Bauern sind schon Ausnahmen geworden. In den Rheinorten sieht man den «Strauss» bald hier, bald dort ausgesteckt. Da schenkt dieser Bauer zuerst, dann der und jener. Die Schankerlaubnis dauert bestimmte Zeit, oft nur wenige Tage. In dieser Zeit muss der Weinvorrat an den Mann gebracht sein. Dass es sich dabei nur um kleine Preise handeln kann und nur darum, bares Geld zu bekommen, ist klar, und so ist der fröhlich winkende Strauss nur zu oft ein Zeichen des Elends. Ja, über dem Rhein bezahlte man nicht einmal mehr das Quantum, sondern die Zeit des Trinkens. Eine Stunde Trinken kostete so und so viele Kreuzer. Die heutige Zeit mit ihrer Verwertung auch des letzten Produktes wird da wohl ändernd eingegriffen haben. Ob aber auch bessernd? «Zum letzten ist es auch ein altes Herkommen, dass die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und trinke ein Mass Wein mit demselben zum Troste.» Die Verminderung der Entfernungen aber durch die Verbesserung der Verkehrsmittel zieht den Kreis der Nachbarn weiter, und so wollen wir dem geplagten Weinbauer sein Kreuz tragen helfen und zum Trost in allem Leid mit ihm das herkömmliche Mass trinken. Dazu ist aber notwendig, dass wir vor allem Herr werden des Armeleutegeistes in uns selbst und mit Stolz die Proletarisierung unsrer edlen Muttersprache abweisen, der man neuerdings sogar eine Bierblume aufgebunden hat. Das Bier hat keine Blume. Ein «Prosit Blume!» auf's Bier übertragen, ist eine That, die nur der fertig bringen konnte, dem die Heller im Beutel zu dünn gesät sind und dem darum der Mut verging, diese letzten Heller ehrlich und redlich in Wein aufzulösen. Sie halten ja vielleicht länger vor, wenn man Bier trinkt, aber das ist keine gesunde Politik. Lieber einmal eine Freude, dann aber eine rechtschaffene, bevor man sich krumm legt, anstatt so eine stumpfsinnige Hinduselei in blöden Bierstunden, die einen den Jammer erst recht fühlen lassen. «Prosit Blume!» — ein Römerglas mit Rheinwein — das ist ein ehrlicher Mannes- und Herzensgruss, aber «Prosit Blume!» und ein klotziges Bierglas dazu: das ist



EBERBACH

eine unästhetische Geschmacklosigkeit, die dem nur Trauer im Gemüte erwecken kann, der sich dabei erinnert, dass die «Blume» des Weins von der Rheinlandsonne erweckt, der deutschen Sprache erblühte.

Vier Stunden — so sagt man wohl — sei der Rheingau lang von Walluf bis Rüdesheim. Doch so oft ich die herrliche Strecke auch wanderte, ich brauchte immer länger dazu, viel länger. Zunächst wanderte ich den Rhein hinab bis zur Burg Crass in Eltville. Hier blieb ich und weidete Auge und Herz an allem Schönen, was die Natur da ausgestreut. Beschreiben kann ich das nicht, aber dieses Nichtkönnen ist gar keine so besondere Eigenschaft von mir. Schrieb doch schon Goethe, als er im Jahre 1814 in Wiesbaden die Sommerruhe genoss: «Hier zeigt sich die Welt mannigfaltiger als man sie denkt: das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug; wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen?» Nein, dankbare Erinnerung an unvergleichliche Stunden lässt mich schreiben, nicht die Sucht, diesen Schönheiten mit der Feder nachzukommen.

Eltville ist der stattliche alte Hauptort des Rheingaus und die ehemalige Sommerresidenz des Mainzer Erzbischofs. Ein grosser politischer

Vorzug war damit nicht gegeben, denn die Bischöfe hatten noch mehrere Burgen im Lande, das wie ein grosses Hoflager erschien, und so stand Eltville nicht über, sondern als erster Ort neben den andern Orten des Rheingaus. Auch heute steht Eltville trotz Amts- und Rheinschiffahrts-gericht nicht über, sondern neben den berühmten Orten am Rhein, es sei denn, dass man den Umstand, dass es Residenzstadt des «Matthäus Müller» geworden, als solchen Vorzug bezeichnen wollte. — Von Eltville kann man das Thal des Kiedrichbaches hinauf wieder nach Kiedrich gehen, wo nicht nur die Michaelskapelle und die Valentinskirche, zwei ganz prächtige Bauwerke, zur Besichtigung locken, sondern man gerät auf diesem Wege alsbald in die angenehmste Nachbarschaft. Geradeaus der Gräfenberger, links der Steinberg, neben dem Johannis- oder Bischofsberg, der berühmteste Weinberg des Rheingaus, und wenige Schritte hinter demselben liegt das alte Kloster Eberbach. Sage und Geschichte schlingen auch um diese alte Abtei der Cistercienser den grünen Epheukranz. Simrock erzählt: «Den Weinbau lehrten sie zunächst gründlich; sie begnügten sich aber nicht mit der Erzeugung eines edlen Gewächses, sie wussten es auch auf den Markt zu bringen.» Der Rheinmarkt lag rheinabwärts. In Bacharach war der erste Stapelplatz. Dort wurden, da grosse Schiffe nicht durch das Bingerloch



Erbach



Schloss Reichertshausen

fahren konnten, die kleineren Schiffe der Rheingauer entladen, und die grossen Schiffe trugen das edle Nass bis Köln. Hierher schafften auch die Eberbacher Mönche «ihre entbehrlichen Produkte», und Riehl schliesst, dass diese doch sehr massenhaft gewesen sein müssen, denn «zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem frommen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheinthor zu St. Servatius samt daranstossendem Grund und Boden als *Eigentum* ab mit der Befugnis, dass sich die Eberbacher nach ihrem Belieben und Bedürfnis anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Thor, als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benützen könnten. Eberbach mit seinen Musterhöfen ist ein volkswirtschaftliches Kultur- und Kolonisationscentrum für den Rheingau gewesen, wie wenige andere der von den fleissigen Cisterciensern errichteten Klöster es in diesem Grade für ihre Umgebung waren. Nachdem eine verwirrte Zeit hier eine Irren- und Strafanstalt angelegt (erstere jetzt auf dem Eichberg), wurde das Kloster seiner ehemaligen Bestimmung der Weinkultur wieder zurückgegeben, und sein «Kabinettskeller», in dem die Steinberger, Markobrunner, Gräfen-

berger, Hattenheimer und Rüdesheimer in mächtigen Fässern lagern, ist des friedlichen Einbruchs schon wert. Und so wird man mir schon jetzt glauben, dass der Weg von Walluf nach Rüdesheim viel länger als vier Stunden ist, denn der Weg zieht sich keineswegs so gerade am Rhein entlang, wie sich das von aussen wohl ansieht, sondern man muss diesen Weg im Zickzack gehen. — Von Eichberg, an dem wir uns still vorbeidrücken, wandern wir den Kisselbach hinab nach Erbach. Hier wächst der Erbacher und der Markobrunner, hier liegt das Schloss Reinhartshausen des Prinzen Albrecht von Preussen, wie das Schloss Reichertshausen bei dem nur ganz wenig entfernten Hattenheim. Man kann beide Schlösser besuchen. In dem ersten sieht man wertvolle Bilder und Skulpturen, in dem zweiten die Weinkeller der Firma A. Wilhelmy. Von Hattenheim führt uns eine bequeme Strasse nach Hallgarten, einer Kolonie der Eberbacher Mönche, so dass wir also absolut sicher sind vor dem Verdursten. In Hallgarten gibt es aber auch noch ein anderes stilles Plätzchen, an dem wir gern einen Augenblick verweilen. Denn drüben auf dem Kirchhof ruht der «deutsche Säckelmeister». Ein Sandsteinmonument verrät uns die Stätte. Es trägt die Inschrift: «Adam von Itzstein, geboren zu Mainz, gestorben den



MARKOBRUNNEN



Geisenheim
mit Schloss Johannisberg

14. September 1855, 80 Jahre alt.» «Müde von den Jugendkämpfen deutscher Freiheit ruhet hier ein mutig Herz.» Lesen wir den Namen, so taucht in unsrer Erinnerung die Zeit auf, da die Dahlmann, Grimm, Gervinus und viele andere an der Arbeit waren, da die Hecker und Itzstein im Kampf standen um die deutsche Freiheit, da die badische Kammer die Augen aller auf sich zog, und die Bewegung Süddeutschlands von den Hoffnungen und Wünschen der Besten unseres Volkes begleitet wurde; da die Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Herwegh, Sallet in die Kämpfe der Parlamentarier einfielen mit den mutigen Klängen ihrer Harfen; da frühlingsfrohe Schauer durch das deutsche Volksleben gingen und alles aufblühen zu wollen schien im jubelnden Lichte der aufsteigenden Freiheit. In diesen Zeiten war der Hallgarter Tote der Besten einer. Nord und Süd feierten den tapfern Kämpfer, und Anastasius Grün begrüsste ihn mit dem Zuruf:

> «Ich sah dich einst im Kampfe — ein Held im Silberhaar,
> Dein Bild ist mir geblieben durch manch' entflohen Jahr.»

Erst allmählig fand die junge Generation den Weg zurück zu diesen Gestalten unseres Volkes, von denen ihr kein Lehrbuch, ja nicht einmal ein Geschichtsprofessor etwas zu verraten für nötig fand. So war und wird die Tradition künstlich zerrissen, und das ist nicht gut. Aber trotzdem fand die Jugend den Weg und im «Buch der Freiheit» lernte sie zu lesen und sich zu begeistern an dem opferfreudigen Mute einer

vergangenen Zeit. So der Vergangenheit zu gedenken und aus ihr heraus die Rosenranken einer schöneren Zukunft zu ergreifen, das kann man hier am Rheinstrom doppelt gut. Jahrhunderte weihten den Boden, und die Sonne des Tages leuchtet über ihn hin, kosend und lockend.

Und also erbaut von der unermüdlichen Ausdauer der Eberbacher Mönche im Dienste des Geistes, wandern wir von Hallgarten nach Oestrich



Inneres der Rochuskapelle

und zum Rheinufer zurück. Immer gefährlicher wird nun der Weg, denn die verschiedenen Orte lassen kaum mehr eine kurze Luftpause zwischen sich. Oestrich, Mittelheim, Winkel, in dem Goethe vergeblich nach «Winkelhaftem» ausschaute, folgen kurz nach einander. Wir aber finden die *vini cella,* den Weinkeller, auch hier ohne Mühe. Bei der Familie Brentano, deren Landhaus am Ende des Ortes noch einige Er-



Rochusberg, Neue Kapelle

innerungen an ihn bewahrt, verlebte Goethe manch schönen Tag. Dieser mit der Erinnerung an die Gegenwart freudiger Menschen gesegnete Ort führt indessen auch trübe Erinnerungen herauf. Karoline von Günderode suchte von hier aus den Tod in den Wellen des Rheins, nachdem Friedrich Creuzer in feiger Weise sein Verhältnis zu der romantisch veranlagten Dichterin gebrochen hatte (26. Juli 1806). An der Kirchhofsmauer finden wir ihren Grabstein. — Weiter hinein in's Land liegt in der Höhe das alte Schloss Vollraths, welches Goethe in den «Herbsttagen» schilderte. Wie die Burg sich bis in unsere Zeit erhielt, so erlebte von den vielen rheingauischen Adelsgeschlechtern nur dieses einzige der Greifenklau von Vollraths das XIX. Jahrhundert. Doch mag auch die Zeit an Burg und Geschlecht nagen, der Vollrathser Schlossberg treibt aus seinem Wunderboden noch immer den Wundertropfen, der selbst in dieser Ueberfülle von Köstlichkeiten nicht zu verachten ist. Und kaum wenden wir uns zum Weiterschreiten, da klingt es wie aus lang



Marienthal



RÜDESHEIM

vergangener Zeit schon wieder zu uns herüber und wir verstehen den lustigen Bruderchoral:

Von Fuld der wackre Abt kam einst zu visitieren,
Ob auf Johannisberg die Reben recht florieren?
Er sprach: «Der nahe Herbst wird sicher uns erfreuen!
Ein Fläschlein oder zwei, wir brauchen's nicht zu scheuen:
Her aus dem Mutterfass! Doch halt, bevor wir zechen,
Nehm' jeder sein Brevier, ein kurz Gebet zu sprechen.» —

«Brevier?» — «Ja, eu'r Brevier!» — Sie möchten schier versinken.
Sie suchen, suchen — «Lasst's! Beginnen wir zu trinken!
Die Flaschen her! — Weiss Gott, das nenn' ich auch vergesslich,
Dass ich den Stöpselzug daheim liess — das ist hässlich.»
«Den Stöpselzug?» — Im Nu fährt's da in alle Taschen,
Und's gibt im Augenblick — Korkzieher mehr als Flaschen.

Alex. Kaufmann.

Das klingt nun mal wieder ganz lustig soweit, und doch ist es nicht anders, als dass alles zu Grunde gehen muss, was nur noch den Gedanken hegt, möglichst gut zu leben. Und daran mussten auch die lange schon nicht mehr gelehrten Benediktiner von Johannisberg glauben. Keine strengere Zucht half da mehr. So und so oft vor dem Bankerott ging dieses Kloster, das zu den reichsten Deutschlands zählte, in weltlichen Besitz über. Nachdem Napoleon es dem Marschall Kellermann, Herzog von Valmy, «geschenkt», «schenkte» Kaiser Franz dem Fürsten Metternich diese Perle des Rheingaus im Jahre 1816. Man liebte solche «Schenkungen» früher. Das Schloss wurde verschönert und blieb im Besitz der fürstlichen Familie bis heute. Ueberrascht wird man, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt . . . Denn von Biebrich bis Bingen ist alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigendem Gefilde. Links oben die blauen Gipfel des Altkönigs und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fliesst. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert. So beschreibt Goethe die Aussicht von hier oben, und seine Beschreibung erschöpft sie nicht.

Denn noch weiter schweift der Blick bis zu den nebelduftigen Pyramiden der Eifelberge, des Idars und Soonwaldes. So in der Nähe und in der Ferne gibt sich das Bild einer Naturschönheit, die kein Wort würdig zu fassen vermag.

Wandern wir nun von Johannisberg herab nach dem freundlichen Geisenheim, «so recht im schönsten Teil des Gottesgartens des Rheingaus» gelegen, so ahnen wir das Ende des Rheingaus. Denn drüben tritt der langgestreckte Rochusberg an das Ufer heran, und ebenso schieben sich auf der rechten Seite die Höhen weiter vor. In diesem Winkel drängten sich die «Heiligen» merkwürdig zusammen, denn von Johannisberg abgesehen, liegen hier kurz bei einander noch vier Klöster, einst teils von Frauen, teils von Männern besiedelt: Eibingen, Marienthal, Not Gottes und Mariahausen. Von Eibingen wanderten, wie uns das Goethe so plastisch schildert, die Gebeine des heiligen Rupertus nach der Rochuskapelle. Und nun grüssen sich die beiden Wallfahrtsstätten aus alter und neuer Zeit von Höhe zu Höhe, drüben die Rochuskapelle, hier oberhalb Rüdesheim das Nationaldenkmal auf dem Niederwald. Aber hier ist das deutsche Volk noch nicht heimisch geworden, denn «Nationaldenkmal» ist kein Volksname. Er stammt aus der Gelehrtenstube. Ein andrer Name aber drang noch nicht durch. Und auch von Volksfest sehen wir hier noch nichts, wie es da drüben auf dem Rochusberge einmal war. Eine spätere Zeit muss auch das bringen, mit dem Namen zugleich ein echtes und rechtes Volksfest, welches alle Jahre dort stattzufinden hätte. Es wird kommen, wenn erst der frohe Volksgeist sich loszulösen vermochte von einer Fessel, die eine kriegerische Zeit um sein Wirken und Streben schlug. Dann wird auch ein innigeres Geniessen wieder möglich, das sich heute noch vor dem äusserlichen, absolut undeutschen Hurrahpatriotismus scheu zurückzieht.

Allein wanderte ich jedesmal den Weg zur Germania hinauf, wenn ich Rüdesheim besuchte, dieses liebtraute Nest mit seiner weinumwachsenen Brömserburg und dem zinnengekrönten Turme der Boosenburg, mit seinem Weinduft und glückbegnadeten Klima, mit seiner heissen Tagessonne und den kühlwehenden Sommerabenden. Und immer



Germania auf dem Niederwald

zogen die Wolken um das Haupt des königlichen Weibes. Nur einmal sah ich das Antlitz frei. Die Abendsonne umspielte mit rötlichem Schein die hehre Gestalt. Ich sah die vom Westen zurückgewonnene Kaiserkrone in ihrer erhobenen Hand, um das Schwert den Lorbeer, aber das Schwert ruhte in der Scheide. Möge es ewig ruhen, dachte ich still, und möge man in der ganzen weiten Welt erkennen, dass diese Krone keine Cäsarenkrone ist, um deren Besitz sich halbwilde Völker blutig raufen, sondern sie ist die Krone der Freiheit und Selbständigkeit eines Volkes, die man ihm gönnen, die man anerkennen muss.

Solche Gedanken kamen mir, als ich das edle Meisterwerk Schillings auf der Höhe des Niederwaldes betrachtete. Ihr Blick aber, der frei leuchtend über den Rheinstrom schweifte, wies meinem Blicke die Bahn. Wie wunderbar wandeln sich hier die Bilder. Drüben von Bingen aufwärts zu beiden Seiten des Rheins die goldene Zeit städtischer Blüte und starkfröhlichen Bürgerfleisses. Sie leuchtet aus der Vergangenheit hervor in die Gegenwart herein. Mönchskutten und Priestertalare wandeln dazwischen und glänzende Harnische sieht man blinken. Aber alles ist mehr in's grünende, friedliche Leben gebildet. Man will sich erfreuen. Dort aber, wo der Rhein durch das Bingerloch sich in die Enge wühlte, liegt noch heute das Halbdunkel ritterlicher Romantik über dem Thal. Nicht Bacharach und Boppard, nicht Caub und St. Goar und Lahnstein geben diesem Landstrich den Charakter, sondern die schroffen Höhen, die alten Burgen. Es klingt uns in die Ohren von Kuno von Falkenstein, von den feindlichen Brüdern, von den erhenkten Räubern von Reichenstein und Sooneck, von Hatto und dem Mäuseturm, von erschlagenen Juden und verbrannten Ketzern, von den Pfalzgräfinnen in der alten Pfalz und was derlei Sagen alle verkünden. Ja selbst die neue Zeit legte über diesen Landstrich eine neue, von kriegerischem Rot durchwobene Stimmung. Erwähnt man Caub, so denkt man nicht an Wein und Schieferbrüche, sondern an Blüchers Rheinübergang in der Neujahrsnacht 1813/14. Erwähnt man Koblenz, so gedenkt man zunächst nicht seiner herrlichen, einzigen Lage, seines friedlichen Bürgerlebens, sondern der Kanonen von Ehrenbreitstein. Ein von blutigen

Wolken zerfetztes Licht ist es, was die Zeit über dieses romantischste aller Thäler ausgoss, und so ist die Stimmung keine klare und einheitliche, wie droben im Rheingau, wo die eine einzige Stimmung des gesegneten Weinlandes herrscht. Das Rheinthal von Bingen bis Koblenz steht noch heute unter dem Zauber der alten Ritter- und Minneromantik, und selbst die tüchtigen Anstrengungen, welche ein frisches Bürgertum in Boppard z. B. versuchte, sind nicht im stande, diesen Zauber auf einen engeren Kreis zurückzubannen. Und doch waren die Zeiten dort oben bei Bingen und im Rheingau oft nicht minder kriegerisch; aber wer heute dort wandelt, erfreut sich des neuen Tages, einer duftenden Gegenwart, während mit dem Eintritt in das enge Thal sich etwas über uns legt, was uns fremd geworden ist, und dem wir doch die Hingabe nicht versagen können.



Ehrenfels



Bingen und Bingerbrück



Mäuseturm

DER MITTELRHEIN

VON

BINGEN BIS KOBLENZ

Bingen und Rüdesheim, die Rochuskapelle, die Burg Klopp, der Rupertsberg, der Ohligsberg und Scharlachkopf, der Mäuseturm und Ehrenfels, die Germania auf dem Niederwald und die Klöster an seinen Hängen, die Brömserburg und die Boosenburg, die Drususbrücke über die Nahe und das aus einer Brücke entstandene Bingerbrück — schiebt sich da nicht älteste, mittlere und neueste Zeit wunderbar durcheinander, und ist es nicht ein kräftiges Leben, das sich hier zu jeder Zeit regte? Ist es nicht freudebringend, hier der Vergangenheit zu lauschen, ohne die Gegenwart vergessen zu müssen, während da weiter rheinab die Vergangenheit thatsächlich die Gegenwart verschlingt oder doch in ihrem Banne hält? Bingen ist nun hessische Kreisstadt. In den Jahren 15—9 vor Christus legte hier Drusus eines seiner fünfzig Kastelle an. Aus den Stürmen, welche den Untergang der Römerherrschaft brachten, aus den Raubzügen der Normannen (IX. Jahrhundert) und den vielen halben und ganzen Zerstörungen in den folgenden Jahrhunderten tauchte Bingen immer wieder empor. Die Stadt war eine der ersten, welche dem von Mainz aus in's Leben gerufenen Bunde rheinischer Städte beitrat (1254). Und weiter zurück erinnert uns Bingen an den Verrat Heinrichs V., der von hier aus seinen Vater Heinrich IV. zur Haft nach Burg Böckelheim bei Kreuznach bringen liess (1105). In den Kämpfen Kaiser Friedrichs I. gegen den Erzbischof Konrad von Mainz, welcher an dem von Friedrich bekämpften Papste Alexander III. festhielt, spielte Bingen eine Rolle, wie



Bingen und Burg Klopp



Ingelheim

später in den Kämpfen Albrechts I. (1298—1308) gegen die erzbischöflichen Zollstätten am Rhein. Dann taucht sein Name auf in der Geschichte des Bauernkrieges (1525), im dreissigjährigen Krieg, in den Revolutionskriegen, bis endlich mit diesem Jahrhundert der Stadt ein friedlicheres Zeitalter nahte. Hoch oben auf dem Rochusberge stand die Kapelle, welche 1666 zum dankbaren Andenken an den Ausgang der Pest erbaut wurde und alljährlich im August Tausende von Wallfahrern herbeilockte. Sie brannte 1889 nieder, und an ihrer Stelle erhob sich die prächtige gotische Kirche. Eine der herrlichsten Rundsichten erfreut hier das Auge. Wir schauen rheinauf die Höhen von Ingelheim, welche zuerst unter Kaiser Karls Fürsorge die Rebe aufnahmen. Hier stand sein sagenumwobener Palast, von dem wenig erhalten blieb und was erhalten blieb, ist zum Teil verstreut in aller Welt. Im Museum zu Wiesbaden, an dem Brunnen auf dem Schillerplatz zu Mainz, im Kapitelsaal des Domes zu Mainz, am Schlossbau zu Heidelberg finden wir Säulen von Karls Palast in Ingelheim. Heute ist Ober- und Niederingelheim ein industrie- und weinreicher Flecken. Hier gedeiht der berühmte Rotwein, der dem Assmannshäuser die Krone streitig machen

möchte. Sebastian Münster, der gelehrte Kosmograph, erblickte hier im Jahre 1489 das Licht der Welt. Seine Heimat verherrlichte er später gern und stellte sich und Karl den Grossen als die bedeutendsten Söhne «des wohlgefreiten Ortes» hin. — Wenden wir den Blick gen Westen, so starrt die Wildenburg von der Höhe des Hochwaldes zu uns herüber, gegen Norden schliesst das waldige Soongebirge den Ausblick. Und unter uns lagern die Mauern der Burg Klopp, einer Zwingburg der Bürgerfreiheit, die den tapfern Mannen von Bingen gar manchen Verdruss bereitete. Jetzt hat sich ein friedlicher Berliner dort angesiedelt. Mit poetischer Innigkeit schildert Victor Hugo die Abendstimmung, die sich hier zur Sommerszeit über das Thal ausbreitet, aber der Franz von Kobell lässt in der Mundart das Lob von Bingen erschallen, und in vertrauter Schalkhaftigkeit klingen seine Verse an unsere Ohren:

> Die herrlichscht' Gegend am ganze Rhei'
> Dess is die Gegend vun Binge;
> Es wächst der allerbeschte Wei,
> Der Scharlach wächst bei Binge!
>
> Die g'schickt'schte Schiffleut, die mer find't,
> Dess sin die Schiffer vun Binge,
> Unn sieht mer in Meenz e hübsches Kind —
> Wo is es her? — Vun Binge!
>
> Kä Loch is uff der ganze Welt
> So berühmt wie des vun Binge!
> Kä Thorm so keck in's Wasser g'stellt,
> Wie der im Rhei' bei Binge, u. s. w.

So singt der Mann, der echten Pfälzerstamm und Altbayerntum vereinigen half, und er erinnert uns mit seiner doppelten Dialektgewandtheit an eine frühere Zeit, da die Wittelsbacher ihre Macht den Rhein hinab erstreckten, als Fürsprecher des Calvinismus von ihrem Pfalzgrafensitz zu Heidelberg aus und als Fürsprecher des Katholizismus vom Kurfürstenstuhle in Köln.

Und wieder taucht die Sage unser Denken in die älteste Zeit deutscher Geschichte. Die Gebeine des heiligen Rupert, der in der Frankenzeit gelebt haben soll, ruhten dort, wo heute Bingerbrück steht. Hier soll

er mit seiner Mutter Bertha in stiller Klause dem Wohlthun gelebt haben. Im Traume empfing Hildegard, die Tochter des Grafen Hildebert von Böckelheim, Kunde von diesem Platz, und so wanderte sie von dem Kloster Disibodenberg an der Nahe herab, um über dem rosenblühenden Grabe des Heiligen das Kloster zu erbauen. Ein vielfacher Sagenkranz rankt hier seine Triebe ineinander, und die «Sybille vom Rhein» erscheint in ihm als Mittelpunkt. Von Hildegards prophetischen Schriften ist ein Teil in der königlichen Landesbibliothek zu Wiesbaden aufbewahrt. Und nun gleich daneben die Sage von dem auf dem Mäuseturm von Ratten gefressenen Erzbischof Hatto von Mainz! Wer sie erfand, war jedenfalls nicht wohl zu sprechen auf die erzbischöfliche Macht des Mainzers; aber Hatto I. hat mit dieser Sage, die auch von dem zweiten Hatto erzählt wird, nichts zu thun, und die Erklärung, welche von Horn zu dem Namen Mäuseturm gibt: von Muserie = Zeughaus, erscheint mir annehmbar, da ein eigentlicher *Mauth-*



Assmannshausen

oder Zollturm an dem Fusse der gegenüberliegenden Burg Ehrenfels (unter Siegfried II. durch die Herren von Bolanden erbaut, 1208—1220) sich erhob. Und noch gedenken wir hier des rheinischen Dichters und Geschichtschreibers Niklas Vogt, dessen Herz sein Schüler Fürst Metternich da unten im Mühlstein, einem von den Rheinwogen umrauschten Quarzfelsen, der Nahemündung gegenüber, einmauern liess. Ein Kahn geleitet uns vorüber. Wir fahren durch das Bingerloch gen Assmannshausen. An den im letzten Abendschein erglühenden Höhen von Rüdesheim hängt unser Blick, und die Verse Emanuel Geibels klingen auf:

> Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht,
> Die Rebenhügel liegen in goldner Mondespracht.
>
> Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten hehr
> Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
>
> Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
> Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.
>
> Er ist heraufgestiegen zu Aachen aus der Gruft,
> Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.
>
> Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
> Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.
>
> Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
> Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Der ganze Mittelrhein von Bingen bis Bonn ist im allgemeinen nur ein enges, sehr gleichförmig gebildetes Thal. Nur eine bedeutende Ausnahme macht das breite und ebene Bassin zwischen Koblenz und Andernach. In vielen Windungen brach der Rhein sich dieses Thal durch die Felsen, die dann auch namentlich auf der rechten Seite so nahe an den Fluss herantreten, dass nur mit grosser Schwierigkeit Raum für eine Landstrasse gewonnen werden konnte. Zwischen Bingen und Koblenz waren hier die plötzlichsten und gefährlichsten Abwechslungen in den Tiefen des Flussbettes. Zuerst hemmte das seit uralten Zeiten berüchtigte Felsenriff beim Bingerloch, der Hauptrest der von vulkanischen und plutonischen Gewalten eingeebneten Taunus- und Hunsrückhöhen, die Schiffahrt. Einstmals warf der Rhein hier in hohem



Clemenskapelle

Wasserfall seine Fluten aus dem pfälzischen Becken in das Rheinthal hinab und noch in verhältnismässig junger Zeit (vor 300 Jahren) soll hier der Strom einen Fall von sechs bis sieben Fuss Höhe gebildet haben. Während ober- und unterhalb längst Schiffe verkehrten, blieb diese Stelle noch lange unpassierbar. Die Römer, Merowinger, Karl der Grosse, die Rheingrafen, das Erzstift Mainz und die Franzosen mühten sich hier ab, die Durchfahrt zu erzwingen. Frankfurter Holzhändler (von Stockum) nahmen das Werk, die Durchfahrt zu erweitern, im Anfang des XVIII. Jahrhunderts wieder auf, das endlich von Preussen vollendet wurde. Die Durchfahrt wurde unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. auf 210 Fuss erbreitert und zum Andenken an die Vollendung ein Denkmal aus gesprengtem Gestein errichtet. Dieser gefährlichen Stellen gab es früher noch mehrere im Rhein, so das «Wilde Gefährt», die Wirbel bei dem Loreleyfelsen und die rauschende Strömung bei der St. Goarbank.

Was die Art des Volkes und seiner Kultur betrifft, so neigt der Mittelrhein mehr zum Nieder- als zum Oberrhein. Während die mittelrheinische Grauwackeninsel sich nach dem oberrheinischen Becken hin

im Taunus und Hunsrück hoch aufbäumt, senkt sie sich in verschiedenen Stufen zu der niederrheinischen Ebene hinab, so dass der Mittelrhein nach dieser Seite schon von Natur weit mehr geöffnet erscheint als nach der Seite des Oberrheins hin. Die ebenen Striche sind hier längs des Flusses sehr schmal und verschwinden zuweilen ganz. Und nicht nur Berge umsäumen die Stromufer, sondern ein weites Gebirgsland schiebt sich hinter diesen Uferwächtern zu beiden Seiten hinaus. Mühsam mussten sich die Nebenflüsse Nahe, Mosel und Lahn durch diese Bergmassen die Wege graben. Von breitgedehnter Besiedelung konnte hier also von Natur aus schon nicht die Rede sein. Das aber schloss ebenso jede eigenständige politische Machtentwicklung aus. Weder grosse Städte liegen in diesem Thale, noch nehmen mächtige Staaten von hier ihren Ausgang. Im Gegenteil, die Nebenflüsse waren es, an denen sich die Staaten bildeten; so der Staat der Trevirer und nach ihnen der Erzbischöfe von Trier an der Mosel; an der Nahe die Herrschaft der Rau- und Rheingrafen; an der Lahn der Staat des Nassauer Geschlechtes, dem weit drunten im Niederland die Könige von Holland und die Herzoge von Luxemburg entstammen. So beherrschten thatsächlich die Nebenflüsse den Mittelrhein. Hier erhoben sich nur die kleinen Herrschaften und Dynastien, die sich längs des Stromes mit ihren Burgen ansiedelten, wie ehedem hier die militärischen Kastelle der Römer standen. Die kleinen Herrschaften wurden von den grösseren (in Mainz, Pfalz, Nassau, Trier u. a.) verschluckt, und dieser wieder nahm sich alsdann Preussen zum grossen Teil an. Also bis heute war der Mittelrhein nicht Wiege und Centrum, sondern ein Grenz- und Scheideland grosser politischer Territorien.

In dieses politisch zerklüftete Gebiet ragte auch der Rheingau noch mit den beiden Flecken Assmannshausen und Lorch und der von Lorch aus



FALKENBURG



HEIMBURG MIT LORCH

begründeten Kolonie Lorchhausen herein. Ein Neues erweckt hier zunächst unsere Aufmerksamkeit. Hey'l hat in seinem schönen Büchlein «Vom deutschen Strom» eine Abhandlung «Dichterwohnungen am Rhein» eingeschaltet.

Und Otto Roquette führt uns mit seinem fröhlichen Bänkelsängervers sofort hieher:

Es war zu Assmannshausen
Wohl an dem grünen Rhein,
Da zog ich frisch und wohlgemut
Zum alten Thor hinein.

Zu Assmannshausen wächst ein Wein,
Ich meint', es müsst' der beste sein,
Der Assmannshäuser Wein.

Und Ferdinand Freiligrath schrieb hier in der «Krone» das Schlusswort zu seinen lebensvollen Zeitgedichten, infolge deren er das Vater-



Nieder-Heimbach

land räumen musste. Als Heizer verkleidet floh er den Strom hinab. Er fuhr dort unten am Rolandsbogen vorüber, den er selbst aus seinen Trümmern wieder mit seinem Gesange emporgerichtet hatte (1840). Nur wer die Umstände dieser Flucht sich vergegenwärtigt, wird sein grollend revolutionäres Gedicht «Von unten auf!» verstehen, in welchem der Proletariermaschinist die Kessel des Dampfbootes schürt, auf welchem der König von Biebrich nach Stolzenfels fährt. In St. Goar hatte Freiligrath vordem sein Zelt aufgeschlagen; von hier ging er im Jahre 1844 nach Assmannshausen und

Zu Assmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich *gegen* eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht;

Ich schrieb es ab bei Mondenschein,
Weinlaub um's Haus und saft'ge Reiser.
Drum, wollt ihr rechte Täufer sein —
Tauft's: 44ger Assmannshäuser.

Und gleich gegenüber dieser rotsprudelnden Dichterherberge liegt eine andere in kühnem Schloss. Der Rheinstein grüsst zu uns herüber, und unten am Rheinufer träumt die Clemenskapelle, wo einst Rudolf

von Habsburg sein strenges Gericht über die rheinischen Raubritter abhalten und sie am Henkersseile sterben liess. Der ehemals Faits- oder Vogtsberg genannte Rheinstein wurde von dem Prinzen Friedrich von Preussen wieder aufgebaut. Seine Söhne, Prinz Georg und Alexander, erbten die Burg, und der erstere ist es, der sich unter dem schlichten Namen G. Conrad bei der Muse der Dichtkunst zu Gast lud. Klassische und romantische Stoffe, wie Phädra, Elektra, Lurlei und andere bevorzugte der Dichter vom Rheinstein. In Düsseldorf und Italien gebildet, nahm er die Liebe zur Kunst mit hinauf in diese Bergeinsamkeit und pflegte sie in Treue und Hingebung. — Und weiter trägt der Blick den Rhein hinab, wo an der Mündung des schönen Morgenbachthales die Falkenburg sich erhebt, wo oberhalb des Dorfes Trechtlingshausen die jetzt renovierte Burg Sooneck (Eigentum des deutschen Kaisers) die Höhe krönt und die Trümmer der Heimburg das Dörfchen Niederheimbach beschatten. Immer am linken Ufer folgt alsdann das Dorf Rhein-Diebach mit dem kolossalen Rundturm der Burg Fürstenberg. Ihre Trümmer grüssen hinüber zur Burgruine Nollich auf der Höhe von Lorch, am rechten Ufer, wo das Wisperthal, aus der Gegend von Langenschwalbach herkommend, in das Rheinthal mündet. Rauh weht der Wind aus diesem Thale, der Schiffer kennt ihn, den Wisperwind, und auf seinen struppigen Flügeln trägt er uns die Sage her von dem alten Ritter von Heppenhöft im Wisperthal, die Wolfgang Müller in Versen aufbewahrte. (Die gleiche Sage wird auch von dem Junker von Fürsteneck erzählt.) Als der beste Armbrustschütze war einst der Heppenhöfter im Rheinthal bekannt. Der Soonecker aber hatte sich des alten Feindes bemächtigt und ihn geblendet in das Burgverliess geworfen, wo das Alter dem Gefangenen nahte und sein Haar bleichte. Einst bei wildem Zechgelage stritten die «Edlen» auf Sooneck, wer der beste Schütze sei. Da lachte der Soonecker auf: der Verschollene sei der beste. Man fragte nach ihm, wohin er wohl gekommen? Der Soonecker gab in der Trunkenheit die Antwort: er liess den Geblendeten holen und versprach ihm höhnend die Freiheit, wenn er nunmehr seinen Meisterschuss thue und das benannte Ziel treffe. Der Blinde nahm die Armbrust und flehte leise:



Bacharach

«Gott, lass es mich erreichen! Wohlan, ich wag' es schon!
Gebt für den Pfeil das Zeichen, wohin ihr's steckt, den *Ton!*»
Und sich zu Boden klinget ein Becher: «Schiess jetzund!»
Der Burgherr spricht's, da dringet ein Pfeil ihm in den Mund,
Durchbohrt das Hirn inmitten, ein Blutstrom quillt hervor,
Sein Leben ist zerschnitten, er sinkt dahin, der Thor.»

So flattert Sage um Sage mit grauem Flügel um die grauen Burgmauern am Rhein. Bald erzählt man sie so, bald anders, bald knüpft man sie an diese, bald an jene Burg. Wer sie alle, die so oft erzählten, wieder erzählen wollte, müsste ein dickes Buch schreiben. Aber ich denke, man kann sich nach dieser Seite mit den schon geschriebenen zufrieden geben, zumal ein Name wie der Karl Simrocks unter den Schriftstellern erscheint. Und so lasse ich die Gespenster flattern und suche ihre einstigen Lebensspuren nicht zu ergründen. Was da flattert, ist die Stimmung des Rheinthals, düster und schaurig in stürmischen Nächten, hold und freudig in sonnigen Tagen. Blut- und Minnethat, kriegerisches Leben und fröhliches Zechgelage werfen ihre blitzenden oder übermütigen Strahlen in das friedliche Rheinleben, an dessen Ufern so viele Heilige auf- und abwanderten, dass ihr Schein allein genügte, uns in die Zeit einer mystischen Romantik zurückzuversetzen. Hört das Abendläuten im Rheinthal an schönen Sommerabenden, hört das Sturmläuten bei Feuer- und Wassergefahr in dunkler Nacht, und ihr werdet heute noch erfahren, wie hier die Landschaft das friedliche Bild mit goldenem Traume erfüllt, während die gleiche Landschaft den Eindruck des Schreckens in's Tolle und Groteske verzerrt.

Lorch ist als *Laureacum* selbstverständlich römischen Ursprungs, und da Lorch es ist, und man ausserdem am Rhein für nichts gilt, wenn man «nicht weit her» ist, so wollen andere es auch sein. Das gegenüberliegende Rhein-Diebach ist keineswegs, wie mir ein Kölner Schalk erklärte, d i e Bach, die hier in den Rhein fliesst, sondern man träumte hier von einem *digitus Bacchi,* wie in Manubach, wo ein ganz vorzüglicher Wein wächst, von einer *manus Bacchi,* während in Bacharach selbst die *Bachi ara* gestanden haben soll. Und wie hier mit dem alten *Bacchus* und seinen Gliedmassen, so hätten wir da drüben in Lorch



STAHLECK

die schönste Gelegenheit, mit dem Teufel selbst Bekanntschaft zu machen, der hier am Rhein, wie überall, keine kleine Rolle spielt. Ein Ritter soll da die «Teufelsleiter» hinaufgeritten sein und nicht etwa den Hals gebrochen haben, sondern glücklich bei seiner Liebsten angelangt sein. Und der Teufelskädrich bei Lorchhausen, in dessen Berginnern einst der König der «Wichtelmännchen» residierte, sagt uns abermals, wie unheimlich diese Gegend einst den Bewohnern vorgekommen sein muss. Und wie uns nun das Dampfboot weiter trägt, grüsst das Dorf Menderscheid von der Höhe am linken Ufer herab, und bald erreichen wir Bacharach, über welchem die Ruine Stahleck liegt. Die Dörfer Steeg, geschützt durch die Burg Stahlberg, Manubach und Ober-Diebach mit dem zu ihm gehörenden Rhein-Diebach bildeten im Mittelalter mit Bacharach den kleinen Staat der «vier Thäler», mit einer eigentümlich freien Verfassung und Selbstregierung. Durch Jahrhunderte war Bacharach der Stapelort der sämtlichen Rheingauer Weine, bis sich zuerst die Eberbacher Mönche von diesem Herkommen losmachten und in Köln selbst ihre köstliche Weinniederlage gründeten. Die Bacharacher Weinmärkte lockten die Weinhändler aus ganz Deutschland herbei, und es war keineswegs nur fremdes Kaufgut, was hier zu Markte ging, sondern neben den Rheingauer Weinen behauptete der Vierthälerwein (heute noch in Manubach und Steeg gezogen) seinen guten Ruf. Daher denn auch schon im Jahre 1623 Wittmann den Vers in Umlauf brachte:

Zu Klingenberg am Main,
Zu Würzburg an dem Stein,
Zu Bacharach am Rhein
Hab' ich in meinen Tagen
Gar oftmals hören sagen,
Soll'n sein die besten Wein'.

Noch heute sieht man an den alten, teilweise aus Holz errichteten Gebäuden des Städtchens, an seiner stattlichen romanischen Peterskirche, an der Ruine der Wernerskirche, die nicht nur an die vom abergläubischen Volke verübten Judenmorde mit ihrem Ursprung erinnert, sondern ebenso an die duftigste Blütezeit der gotischen Baukunst, welcher Wohlstand einst hier herrschte. Die Sage lässt den von Juden ermordeten Leichnam des Knaben Werner von Ober-Wesel rheinaufwärts (!) nach Bacharach getrieben sein, wo der Leichnam beigesetzt und als heilig verehrt wurde. So recht das Bild des mittelalterlichen Rheinstädtchens thut sich dem Auge heute noch in Bacharach auf. Da oben auf Stahleck sassen die Staufer und Welfen und die Erben beider, die Wittelsbacher, und manches geschichtliche Ereignis knüpft sich an diese Burg. Erst in allerjüngster Zeit erwacht Bacharach von seinem mittelalterlichen Traume, in dessen schönen und trüben Erinnerungen es so lange gefangen lag. Von seiner Burg ist die Aussicht eine der schönsten am Rhein. Fünf Burgen erblickt man von hier, und still und ruhig wie ein grosser See liegt da unten der grüne Rhein. «Mit starrendem Fels, mit waldgekröntem Gipfel ringt der Rebe grüne Pflanzung, die der emsige Winzer mühsam in die Schieferfelsen hineinpflanzt und sie hegt und pflegt mit sorglicher Liebe.» Gegen Caub hinab schliessen die Berge den Rheinsee ab. Wie sich in Lorch dem Fusswanderer das Wisperthal und Sauerthal mit den Ruinen der Sauerburg, der Burgen Rheinberg und Gerolstein erschliesst und ihn ostwärts gen Schwalbach oder nordwärts über Nastätten, Miehlen, das Mühlbachthal hinab nach Nassau an der Nahe führt, so öffnet sich in Bacharach das Steeger- oder Blücherthal und erlaubt ihm über Rheinhöllen (Station der Hunsrückbahn) einen lohnenden Ausflug nach Kreuznach hinab ins Nahethal.



Die Pfalz im Rhein

Und wie wir uns nun dem Strome wieder zuwenden, ver-

kündet uns bald ein wildes Rauschen die einst gefährlichste Stelle im Rheinthal, das «wilde Gefährt» am Fusse des linken Bergkammes. Vor uns aber grüsst von der Falkenau die «Pfalz» herüber, dieser mächtige Bau, der allen Stürmen der Zeit, wie den brausenden Wogen des Stromes bis heute getrotzt. Sage und Geschichte umfluten auch dieses wunderliche Gebäude mit seinen vielen Türmen, das weder Palast noch Festung war, sondern eine der vielen Zollstätten, welche den Verkehr auf dem Rhein bis zum Unmöglichen beschwerten. Der Pfalzgrafenstein spielt auch eine Rolle in dem Streite Ludwigs des Bayern mit dem Papst, der dem Kaiser die Wiederherstellung oder Anlage dieser Zollstätte als Höllenverbrechen vorwirft, während er sich über die bischöflichen Zollstätten nicht weiter auslässt. Die Pfalzgräfinnen mussten hier, so erzählt die Sage, ihre Niederkunft abwarten, um etwaigem Unterschleif mit Kindern vorzubeugen. Wir aber rudern mit der «Kufe» des heiligen Theonest, welche dem Städtchen den Namen gegeben haben soll, hinüber nach Caub und erfreuen uns an dem frischen Geiste der Schiffer und Bergleute, denn Caub ist Hauptstation des rheinischen Schieferbergbaues. Hierher stammen die «Leien» (Lei = Schiefertafel, Schieferplatten). Caub soll seinen Ursprung jenem Weinheiligen verdanken, der neben dem ernsten St. Goar, dessen von Kaiser Karl geschenktes Fass sich stets von selbst füllte, in der rheinischen Weinlegende eine lustige Märtyrerrolle spielt. In einer Weinkufe ruderte der heilige Mann gemütlich den Rhein hinunter und wartete darauf, wo der Herr sein seltsames Fahrzeug ans Land treiben würde. Hier in Caub drehte sich die Kufe einigemal im Kreise und trieb dann dem Lande zu. Theonest aber zog sie ans Land, mauerte sich einen Kreis in die Höhe und stülpte



Caub, Blücher-Denkmal



Oberwesel, Wernerskapelle

die Kufe als Dach darauf. Dann begann er das Christentum zu predigen, und die Sache schlug an, denn der Herr war mit ihm. Am Ufer erinnert uns Schapers Blücherdenkmal an die Neujahrsnacht von 1813/14, in der die Schiffer von Caub so froh und wagemutig den Uebergang des Heeres auf das linke Rheinufer ermöglichen halfen. Auf der Höhe des Städtchens liegt die Ruine Gutenfels, aber diese böse, schroffe Höhe hat die Bewohner zweimal (1876 und 1878) in grosses Unglück und Besorgnis gestürzt, indem bei dem ersten Bergsturz sieben Häuser und 25 Menschen unter den Felsentrümmern begraben wurden. Fast nur eine lange Häuserzeile fand hier am rechten Ufer Raum, während drüben auf der andern Seite bei Ober-Wesel eine kleine Bucht zu breiterer Siedelung lockte. Einst war Ober-Wesel Reichsstadt, und noch heute ziehen



Oberwesel und der Rhein



Schönburg

die alten Mauern und Warttürme sich malerisch um das reizend gelegene Städtchen. Oberhalb Ober-Wesel mündet das Enghöllerthal, berühmt durch seinen Wein, in das Rheinthal. Die Wernerskapelle an der Stadtmauer erinnert an die gleiche Sage, wie ihre Namensschwester in Bacharach. Von alter Pracht und gediegenem Wohlstande erzählt das Innere der Liebfrauen- oder Stiftskirche, wie die gotische Martinskirche im untern Stadtteil, wo der mächtige Ochsenturm die Befestigungen am Rheinufer abschliesst. Die Höhe von Ober-Wesel krönt die Ruine der Schönburg mit ihren vier stattlichen Türmen; aber an der Mündung des Münzbaches erinnert eine Stelle, «Ketzer» genannt, an Winand von Steeg, der in vorreformatorischer Zeit hier wegen seiner ketzerischen Lehre verbrannt worden sein soll. Und mit ihm führt uns in diese Zeit der Name des berühmten Johann von Wesel, der, als Johann

Rucherath hier geboren, für die freie Auslegung der christlichen Lehre im Mainzer Augustinerkloster als Gefangener des über ihn abgehaltenen geistlichen Gerichts sein Leben endete. Das Schicksal beider Männer kann als vorbildlich für die Entwicklung der Reformation in den Rheinlanden angesehen werden. Die katholischen Herren behaupteten hier ihre Macht, denn für dasjenige Volkselement, welches der Träger eines neuen geistigen und wirtschaftlichen Lebens hätte werden können, für das Bürger- und Bauerntum, war die Zeit der ersten Blüte vorüber und eine neue wirtschaftlich gehobene Zeit erstand erst mit Erfindung der Dampfmaschine, die nun mehr, wie jemals vorher, mit ihren Schiffen auf dem Strome und den Eisenbahnen zu beiden Seiten eine friedliche Völker- und Güterwanderung ins Leben rief.

Immer enger wird nun das Thal. Der Rossstein mit seinem Tunnel schiebt sich von der rechten Seite schroff an das Strombett heran. Gleich unterhalb desselben tauchen bei niederem Wasserstande die «sieben Jungfrauen» aus den Fluten empor, ein einstmals den Schiffern gefährliches Felsenriff. Wegen ihrer Sprödigkeit hat die Sage die schönen Mädchen zu Stein werden lassen, und das ist gut so. Aber kaum sind wir an ihnen vorbei, so erblicken wir einen zweiten Felsen auf der rechten Seite, noch schroffer wie der Rossstein, noch gewaltiger in den Strom hinausgeworfen, noch düsterer in seiner kahl aufragenden Majestät: «Die Lorelei». Erfindung soll die Sage von der bösen Zauberin sein, welche da droben thronte, und Clemens Brentano soll in seiner Dichtung all' diesen Hexenwirrwarr angerichtet haben. Dem aber widersprechen andere, so von Horn, welcher die ursprüngliche Fischersage erzählt. Und dass es schon in früherer Zeit mit diesem Berge «nicht ganz richtig» war, ersehen wir aus Marner, einem Dichter des XIII. Jahrhunderts, welcher berichtet: «Der Nibelungen Hort lit in dem Lurlenberge». Das vielfache Echo, welches an der Lorelei ertönt, war ebenfalls schon den Vorfahren bekannt, aber erst Heines Wunderverse haben die Sage von der Lorelei zu einem Gemeingut des deutschen Volkes gemacht, zu dessen Verbreitung die glückliche Melodie von Silcher nicht wenig beitrug. Und wie es da flimmert und glitzert,



Die Lorelei

wenn die Abendsonne mit Blutrubinen die Woge übersät, wenn sie langsam erlöschen und leichte Nebel aufsteigen vom Thal, wenn dann der Mondenschein die wellenden Furchen eines dahingleitenden Kahnes mit Silberflitter überzieht, das muss man gesehen haben, um die ganze träumende Herrlichkeit der Dichtung Heines zu verstehen. Das Volk mit seinem naiven Sinn für das Schöne, ihm aus der ahnenden Seele Genommene hat sie verstanden. Kaum sind wir hier, so erklingt die volkstümlichste aller Melodien von selbst, wie sie von selbst erklingt am ganzen Rhein auf und ab, wenn die Sonne zur Ruhe ging und der laue Abend den Sommersonntag beschloss. Wir haben kein Lied am Rhein, das wie dieses ein echtes Volkslied geworden wäre. Es gibt eben die Stimmung wieder, wie sie dem berückenden Zauber der Landschaft entfliesst.

Die Lorelei-Sage ist nicht neu. Sie erzählt aus alter — alter Zeit. Neu aber ist die Sage, man könne dort oben am Loreleifelsen das Profil



Die Katz und die Lurley

Napoleon I. sehen. Wer sie erfunden hat, war entweder Fatalist, wie der Imperator selbst, oder aber ein Mann, der den ersten April benützte, die Leute einmal zum Narren zu halten. Meine Fantasie ist gerade nicht klein, aber nie habe ich von diesem Profil etwas entdecken können. Und doch sind andere anderer Meinung. Es geht da wahrscheinlich wie mit vielen andern Sachen. Der eine sieht sie, und hundert andere, die weniger gläubigen Geistes sind, sehen sie eben nicht.

Kaum sind wir der Zauberin glücklich entschlüpft, so erscheint im Strome die «Bank», abermals eine gefährliche Stelle. Vor uns, am Ausgang des schönen Schweizerthales überschatten die Trümmer der «Katz» (Neukatzenelnbogen) die friedliche Siedelung von St. Goarshausen. Der «Katz» entspricht die «Maus», allerdings nur noch dem Namen nach, da jene Ruine blieb, während die «Maus» einen neuen Bauherrn fand, der die Ruine der Deurenburg («Maus») auf der weiter abwärts gelegenen Höhe von Wellmich wiederherstellte. Kuno von Falkenstein, der den Wellmichern ihre silberne Glocke raubte — eine schöne Sage, welche wohl andeutet, wie vor der Zwingburg die Freiheit und der Wohlstand davonflohen — erbaute die «Maus» den Katzenelnbogenern zum Trotz. Aber im Vorschreiten von der Lorelei her taucht nun auf der linken Seite des Stromes St. Goar auf, mit dem stolzen Rheinfels im Hintergrunde. Der heilige Goar, welcher hier im VI. Jahrhundert zuerst das Christentum predigte, ist der Begründer und Wohlthäter dieses schönen Rheinstädtchens. Wie er seinen Mantel an einem Sonnenstrahl aufhängen konnte, so kam er auch schon früh in den Geruch antihierarchischer Bestrebungen, so dass der Bischof gegen ihn vorging. Er wurde nach Trier citiert, brachte aber den ihn unfreundlich behandelnden Bischof alsbald dadurch zum Schweigen, dass er ein neugeborenes Kind veranlasste, seine Eltern zu nennen. Und das Kind that wirklich den Mund auf und nannte als seinen Vater den Bischof selbst, der sich nun augenblicklich dem Heiligen zu Füssen warf und ihn fürderhin in Ruhe liess. Zu den Gebeinen St. Goars pilgerten seit seinem Tode viele, viele Menschen und brachten dem Städtchen Ansehen und Reichtum. Bis 1794 war St. Goar Hauptort



St. Goarshausen und die Katz

der kurhessischen Niedergrafschaft Katzenelnbogen. Hier drang denn auch die Reformation ein und verlieh dem zu St. Goar gehörigen Bezirke den Namen des «blauen Ländchens».

Bis zum Jahre 1827 bestand in St. Goar der «Hanselorden», in den jeder Fremde, welcher zum ersten Mal in die Stadt kam, sich einkaufen musste. An ein Halsband angeschlossen musste er sich einen Paten wählen. Dann wurde die Frage an ihn gestellt, ob er mit Wasser oder Wein getauft sein wolle? Antwortete er: mit Wasser, so brachte ihm ein Eimer Rheinwassers, der ihm über den Kopf gegossen wurde, einen heilsamen Schrecken vor dem Wasser für alle Zukunft bei. Antwortete er: mit Wein, so wurde er von der Gesellschaft in einen Gasthof geführt, wo man ihm eine «goldene» Krone aus Messing aufsetzte und einen silbernen Becher reichte, den er viermal zu leeren hatte: ein-



Die Katz, St. Goar und St. Goarshausen

mal auf das Wohl Karls des Grossen; zum zweiten: auf das Wohl der Königin von England; zum dritten: auf das Wohl des Landgrafen von Hessen, und zum vierten: auf das Wohl der anwesenden Gesellschaft. Hierauf belehnte man das neue Ordensmitglied «lebenslang» mit «der Jagd auf der Bank» und «dem Fischfang hoch oben auf der Lurlei und auf der Kemeler Heide». Das Fest schloss mit fröhlichem Gelage und einer Beisteuer des neu Verhanseten zur «Verpflegung der armen Vorbeyreisenden in dem dasigen uralten Spital». Ein Stück ältesten Rheinlebens hatte sich hier erhalten und bedeutende Namen weisen die Matrikelbücher auf. Bis in die Zeiten Karls des Grossen soll der lustige Brauch, der wie alles in früherer Zeit, da das Volk noch ursprünglicher lebte, auch eine ernste und wirtschaftliche Seite hatte, zurückführen. Selbst Kaiser Karl V. soll an dem St. Goarer Halsband gelegen haben. Die Zeit der Dampfschiffe erst hat diesem Brauche ein Ende gemacht in der wahrscheinlichen Voraussetzung, dass St. Goar durch die vielen Spenden zu reich und üppig werden und aus den Gelagen gar nicht mehr herauskommen würde, und weiter wohl aus der Anschauung der Gebildeten, dass ein solcher Brauch zu dem «Ernst und der Würde der Zeiten» nicht mehr passe. Dieser verfluchte Ernst! Diese erbärmliche Würde, die den Einjährigfreiwilligen zum «Schlachtendenker» und den Referendar zum «gewiegten Staatsmann» drapiert! Hätte man lieber den alten Brauch gelassen und ihn auf bestimmte Tage im Jahr eingeschränkt, es hätte ein frohes, jauchzendes Volksfest daraus werden können! Das Heitere und Schöne soll doch schliesslich nicht nur noch in den Büchern stehen, sondern auch noch im Leben für den zu treffen sein, der nach ihm sucht. Aber vielleicht thut der heilige Goar ein Wunder und erweckt den gestorbenen Orden wieder zum Leben.

Das mächtige Schloss Rheinfels, welches die Höhe von St. Goar mit seinen Ruinen krönt, bot einst (1255) dem Heere von 26 rheinischen Städten 15 Monate lang Trotz und die Belagernden mussten abziehen. Im XVII. Jahrhundert hausten die Spanier in der Festung, und nach ihnen kamen die Franzosen. Victor Hugo erzählt prahlerisch: «Die alte *Gazette de France,* welche im Entresol des Louvre gedruckt wurde, berichtet



Rheinfels

zum 23. Januar 1693, dass der Landgraf von Hessen-Cassel von der Stadt St. Goar und dem Rheinfels Besitz genommen habe, welche ihm von dem Landgrafen Friedrich von Hessen abgetreten worden sei, nachdem dieser den Entschluss gefasst, seine Tage in Köln zu beschliessen. In der folgenden Nummer vom 5. Februar macht sie kund, dass fünfhundert Bauern mit den Soldaten an den Befestigungen des Rheinfels arbeiten. Vierzehn Tage darauf verkündigt sie, dass der Graf von Thüngen Ketten ziehen und Redouten am Rheinufer erbauen lässt. — «Warum flieht dieser Landgraf? Wozu diese fünfhundert Bauern, welche mit den Soldaten vereint arbeiten? Wozu diese Redouten und diese Ketten, in Eile über den Rhein gespannt?» So fragt der Franzose höhnend, und er antwortet: «Weil Ludwig der Grosse die Stirn runzelte.» — Ob dieser «Grosse» sie nicht noch mehr gerunzelt hat, als dann sein General Tallard mit 18,000 Mann wieder abziehen musste? — Rheinfels fiel 1794 unverteidigt in die Gewalt der Franzosen und wurde drei Jahre später zerstört. 1812 wurden die Ruinen für 2500 Franken verkauft, und 1840 kaufte sie Prinz Wilhelm von Preussen, der spätere Kaiser.

Das reizende, dicht am Stromufer gelegene St. Goarshausen verdankt seinen Ursprung den Schiffern und Fischern, die hier auf den Salmenfang gehen. Einst gab es da viel reichere Beute. Heute übersteigt der Fang selten 1000 Pfund im Jahr, d. h. ein Achtel seines früheren Umfangs. St. Goarshausen ist so recht ein Aufenthaltsort für denjenigen, welcher den Rhein abstreifen und namentlich die schönen Seitenthäler des Rheins besuchen will, von denen hier in der Nähe allein vier ausmünden: das Urbachthal, das vielbesuchte Schweizerthal, das Hasenbachthal, welches uns über Patersberg nach der wunderschönen Ruine Reichenberg (mit herrlichem Eingang) führt, und das Ehrenthal bei dem Dorfe Wellmich.

Rheinab vom Dorf Wellmich folgt rechts das kleine Dörfchen Ehrenthal, links Hirzenach, dessen stattliche ehemalige Propstei mit Kirche aus dem XII. Jahrhundert einst der Abtei Siegburg angehörte. Im Frühling muss man diese Strecke bewandern, wenn die Kirschbäume



Ruine Reichenberg

blühen oder im Sommer, wenn die reifen Früchte rotschimmernd die schwanken Zweige beugen. In Nieder-Kestert am rechten Ufer setzt es ein, aber die ganze blühende und glühende Herrlichkeit zeigt sich uns erst nach abermaliger kurzer Strombiegung auf dem linken Ufer bei dem Dorfe Salzig, dessen Früchte in ganzen Schiffsladungen rheinab nach Holland und England gehen. Und während wir hier im Frühling den Segen einer lebendigen Blütenwelt auf uns wirken lassen, belebt sich das Bild des gegenüberliegenden Wallfahrtsortes Bornhofen erst im September so recht, wenn die Wallfahrerschiffe mit den rotgekleideten Messknaben, mit Fahnen und Wimpeln zum Ufer streben und die frommen Gesänge an den Bergwänden widerhallen. Hoch über Bornhofen thronen die «feindlichen Brüder», die durch eine hohe «Streitmauer» getrennten Burgen Liebenstein und Sternberg. Heine hat auch



Die Maus am Rhein



Bornhofen und die »Feindlichen Brüder«

die Sage, welche sich an diese Burgen knüpft, deren Vergangenheit in wirrem Dunkel liegt, besungen, ohne sich indessen an die alte Volkssage streng zu halten:

Oben auf der Bergesspitze
Liegt das Schloss in Nacht gehüllt;
Doch im Thale leuchten Blitze,
Helle Schwerter klirren wild.

Das sind Brüder, die dort fechten
Grimmen Zweikampf, wutentbrannt.
Sprich, warum die Brüder rechten
Mit dem Schwerte in der Hand?

Gräfin Laura's Augenfunken
Zündeten den Brüderstreit,
Beide glühen liebestrunken
Für die adlig holde Maid.

Welchem aber von den beiden
Wendet sich ihr Herze zu?
Kein Ergrübeln kann's entscheiden:
Schwert heraus, entscheide du!

Und sie fechten kühn verwegen,
Hieb auf Hiebe niederkracht's,
Hütet euch, ihr wilden Degen,
Grausig Handwerk schleicht des Nachts.

Wehe! Wehe! Blut'ge Brüder!
Wehe! Wehe! Blut'ges Thal!
Beide Kämpfer stürzen nieder,
Einer in des andern Stahl.

Viel Jahrhunderte verwehen,
Viel Geschlechter deckt das Grab;
Traurig von des Berges Höhen
Blickt das öde Schloss herab.

Aber Nachts, im Thalesgrunde,
Wandelt's heimlich, wunderbar;
Wenn da kommt die zwölfte Stunde,
Kämpfet dort das Brüderpaar.

Unter Nussbäumen, der herrlichsten Pflanzenzierde in diesem Teile des Rheinthals, und an Weingärten vorbei führt uns der Weg nach dem Dorfe Camp. Immer mehr macht der Obstbau der Rebe die Herrschaft streitig. Von Camp aus können wir die grösste Krümmung des Rheins abschneiden und auf schönem Wege mit weiter Aussicht über die Höhe Osterspay und Braubach erreichen. Doch bevor wir dieser Lockung folgen, streifen wir hinüber auf das linke Ufer nach Boppard. In römische, ja in keltische Zeit steigen wir mit dem alten Bodobriga zurück; doch während der Schiffer uns übersetzt, entzückt uns die Gegenwart mit dem weitgedehnten Bilde des Städtchens. Die älteren Stadtteile liegen eng am Ufer zusammen, während ein Kranz von Villen und Landhäusern stromauf und ab und an die Höhen sich anlehnend das alte Städtchen umblüht. Boppard, ein noch vor wenigen Jahrzehnten tief im mittelalterlichen Schlafe liegendes Nest, hat die Augen aufgeschlagen der neuen Zeit. Ueberall sieht man es werden und wachsen, und wie fast allenthalben am Rhein regt sich auch hier das Bestreben, aus dem Halbbauerndasein heraus zu etwas Schönerem und Besserem zu gelangen; in fröhlichem Schaffenseifer fragt man wenig danach, was man für dieses sogenannte Schönere dahingiebt. Am Rhein ist es schon zum Schrecken aller «Gebildeten» geworden, ein Bauer zu sein und ein Bauer zu heissen, und nur der redet noch mit Achtung von einem «däftigen tüchtigen Buer», dem selbst ein Stück alten gediegenen Bürgertums von den Vorfahren her mitgegeben wurde. Ist also auch hier nicht alles Gold, was glänzt, so wollen wir uns doch des Lebens freuen, das sich da regt und es ihm vertrauensvoll überlassen, seine neuen, festen und sichern Formen zu schaffen. — Nicht nur eine evangelische Kirche erhebt sich neben der spätromanischen Pfarrkirche zu St. Severus in Boppard, sondern auch die Altkatholiken fanden Unterkunft in der alten Karmeliterkirche. Eine schattige Allee zieht sich am Rheinufer entlang. Links über der Stadt leuchtet aus Obstwaldungen das ehemalige Kloster Marienberg hervor, einstens eines der vornehmsten Klöster Deutschlands, da nur adelige Damen, denen kein Mann zu teil wurde, hier Versorgung fanden. Heute ist das



BOPPARD



MARIENBERG

Kloster zur Kaltwasserheilanstalt eingerichtet. Ein schattiger Park, eine schöne Quelle, herrliche Luft und erfrischende Ruhe — alles vereint sich, diesen Aufenthaltsort den Kranken so angenehm als möglich zu machen. Die Fremden besuchen Boppard heute gern und nehmen hier Aufenthalt, und zwar mit Recht. Denn als ich mich bei meinem letzten Besuche furchtbar fremd anstellte, erzählte die Wirtin mir stolz, sie hätten hier in Boppard an die achtzig der schönsten Spaziergänge. Wer diesen lieben Winkel zwischen Rhein und Mosel kennt, weiss, dass das nicht übertrieben ist. Gerade bei Boppard münden eine ganze Anzahl kleiner Thäler in's Rheinthal, davon das ansehnlichste, das Mühlenthal. Aber auch dieses ist z. B. wieder Sammelbecken mehrerer kleinerer Thäler, die alle von Bergwassern durchrauscht werden. Von Boppard führt die Strasse nach Alken an der Mosel mit seiner herrlichen Burg Thurant; eine andere Strasse geleitet uns über Buchholz, Herschwiesen ebenso zum Moselthal; eine dritte führt auf die Höhe des Bopparder Stadtwaldes und läuft dann von dort in den verschiedensten Abzweigungen in die Thäler des Hunsrück. Einer der schönsten Punkte aber ist der Vierseenplatz, wo man den Rhein viermal sieht und jedesmal als abgeschlossenen See. Dann der Kreuzberg, die Fleckertshöhe und wer wollte sie alle aufzählen, die oft lauschigen, oft weitsichtigen Plätzchen und Punkte, die sich hier in nicht zu fernem Umkreis zusammendrängen.

Wir folgen dem Stromlaufe, grüssen das auf weit vorspringender Landzunge gelegene Dorf Filzen auf der rechten Seite und gelangen nach Osterspay, von dessen Höhe die Burg Liebeneck herabschaut. Von dieser lieblichen Stelle aus lugte man einst hinüber nach dem «Bopparder Hamm», dem «Sammelplatz der Strassenräuber», denn wo heute in sorgfältig gepflegten Weinbergen an dem weiten Bogen des Rheinthals auf der linken Seite die Rebe duftig blüht, war einstmals eine von den Kaufleuten und Juden am meisten gefürchtete Stelle am Rhein. Bei Osterspay mündet das Dinkholder Thal, durch welches am Dinkholder Mineralbrunnen vorbei ein hübscher Weg über den Dachskopf nach Braubach führt. Von dem Dorfe Peterspay steht auf dem linken Rheinufer nur noch eine Kapelle; in abermaliger Rheinkrümmung folgen die Dörfer Ober- und Niederspay, von Nussbäumen beschattet, dann vom Ufer etwas entternt das Dörfchen Brey und im Vorblick weiter hinab am Ufer Rhense. Brey gegenüber liegt Braubach. Der Rhein wird breiter, das Thal weiter, und namentlich auf dem linken Ufer flachen sich die Berge in sanfteren Wellungen zum



Vierseenplatz bei Boppard



BRAUBACH MIT MARKSBURG

Thal ab, so dass eine ausgedehntere Landkultur allmählig wieder Raum gewinnt.

Steil empor steigt oberhalb Braubach der Felsen, der die Marksburg trägt, dieses düstere, einzig erhaltene mittelalterliche Burggebäude am Rhein, in dem bis zum Jahre 1866 der nassauische Staat seine Gefangenen einquartiert hatte. Schwedische und französische Kanonen berichten von den Gästen, welche die Marksburg im Laufe der Jahrhunderte sah. In früherer Zeit war hier pfälzischer Boden, und im Rhein trafen sich die Grenzen von vier kurfürstlichen Gebieten. Der Pfälzer herrschte auf der Marksburg und in Braubach, der Mainzer in Lahnstein, der Trierer residierte auf Stolzenfels und Rhense unterstand dem Kurfürsten von Köln. Wohl in die älteste Zeit germanischen Gedenkens weist der Königsstuhl in Rhense zurück, nicht als ob der

seltsame Bau seit dem Anbeginn deutscher Geschichte hier gestanden, sondern der mit ihm verknüpfte Brauch, die Könige und Heerführer unter freiem Himmel zu wählen, ist es, der diese Erinnerung erweckt. Das kurkölnische Städtchen Rhense begegnet uns urkundlich bereits im X. Jahrhundert. Der heutige dicht am Rhein stehende Königsstuhl ist eine Rekonstruktion des alten aus dem Jahre 1843. «In dem Baumgarten zu Rens, an dem Gestade des Rheins, allda des Kaisers Stuhl ist, und die sieben Kurfürsten oft zusammenkommen und des Reiches Sachen zu verhandeln pflegen,» wurde die Wahl des Kaisers Heinrichs VII. von Luxemburg (1308), dann diejenige Ludwigs des Bayern (1313) ausgemacht, und hier leistete noch im Jahre 1486 Kaiser Maximilian bei der Krönungsfahrt nach Aachen den Reichseid. Hier vereinigten sich die sechs Kurfürsten (König Johann von Böhmen, der zum Papste hielt, war ausgeblieben) im Jahre 1338 zu dem entscheidenden Beschluss, «dass die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und dass von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum Kaiser oder König gewählt sei, er sogleich vermöge der Wahl für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sei, ohne dass er erst die Bestätigung des Papstes nötig habe.» — In der dem Königsstuhl auf dem rechten Ufer gegenüberliegenden Wenzelskapelle wurde der König Wenzel im Jahre 1400 der Krone verlustig erklärt und an seine Stelle Pfalzgraf Ruprecht in Rhense zum Kaiser gewählt. Die Kaiserwürde war eine schwere Bürde in jener Zeit, und wie sie den Pfälzer in's Unglück stürzte, ist es zu begreifen, dass man dem von ihr befreiten Wenzel nachsagte, er habe sich im Bacharacher «Feuerwein» zu trösten gewusst. Heute hätte man ihm zur Abkühlung vielleicht eine Sendung des trefflichen Mineralwassers von Rhense zukommen lassen.

Und zum letzten Mal drängt sich hier an der Lahnmündung, ehe der Rhein in das Wieder Becken hinaustritt, die ganze Romantik des mittleren Rheinthales zusammen. Stolz auf der Höhe des linken Lahnufers steigen die Trümmer der Burg Lahneck in die Lüfte, einer der stärksten Bergfesten am Rhein. Alle Harmonien mittelalterlicher Sage



BURG LAHNECK

von Kampf und Mannestreue und Minne vereinigen sich hier noch einmal zu hellem Klang. Wir hören von dem Streiten der Mainzer Vasallen Diethers von Isenburg gegen den Rivalen um den Mainzer Kurhut, Adolf von Nassau (1462), wie die Leute Diethers sich behaupten gegen den Trierer Erzbischof Johannes, der sie von Stolzenfels aus bedrängte, wie zuguterletzt Lahnecker und Lahnsteiner im Verein dem abziehenden Moselherrn eine gründliche Schlappe beibringen; wir tauchen weiter zurück in die Zeit und sehen die zwölf letzten Tempelritter sich in Lahneck verschanzen und den Kampf ausfechten um ihre Freiheit, bis der letzte von ihnen gefallen, und die Lahn rauscht uns die Sage von der buhlerischen Bannmüllerstochter, die ihren getreuen Fischer verriet um die sogenannte Liebe des

gnädigen Herrn da oben. Aber der Fischer nahm Rache, indem er dafür sorgte, dass das Burggrafengeschlecht mit diesem letzten Sprossen erlosch. Die Wellen des Rheins verschlang sie beide, das Mägdlein aber stürzte sich in die Lahn. Und während die alten Gespenster uns da oben umflattern und uns den Anblick der wunderlieblichen Gegend stören möchten, kommt uns Goethes Geistesgruss, den er 1774 bei dem Besuche von Lahneck dichtete, erlösend zu Sinn:

Hoch auf dem alten Turme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorübergeht,
Es wohl zu fahren heisst.

Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt.

Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh',
Und du, du Menschenschifflein dort,
Fahr' immer, immer zu!

Und so führt uns Goethe wieder der Gegenwart zu und wir begrüssen sie in dem Städtchen Oberlahnstein. So alt es ist, da es schon im IX. Jahrhundert erwähnt wird, so kräftig regt sich hier in der drängenden Konkurrenz der Gegenwart das Leben. Gar seltsam brodelt und rauscht es da um den kolossalen Zippsturm herum. Maschinenindustrie und Farbfabriken haben sich da angesiedelt und die Schiffsleute, welche das Eisen und die Braunsteine des Lahnthals verladen, tummeln sich an Hafen und Rhein. Zwei Brücken verbinden die Stadt mit dem am rechten Lahnufer gelegenen Niederlahnstein. Beide Orte sind durch die Eisenbahn- und Schiffsverbindungen, namentlich aber durch ihre Lage an zwei Flüssen, von denen der eine eine direkte Verkehrsstrasse nach Nord- und Ostdeutschland mit seinem Thale bildet, dem Leben der Gegenwart rasch wieder gewonnen worden. Denn durch das Lahnthal führt die Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Metz, und ebenso ist der Nahverkehr nach dem herrlich gelegenen Bade Ems ein Erwecker für das ganze Unterlahngebiet geworden. Nicht ohne Bedeutung für die Rheinschiffahrt wurde auch der Winterhafen in Lahnstein.



Stolzenfels

Immer mehr treten nun auf dem rechten Ufer die Höhen vom Stromufer zurück; die Bahn folgt dem Fuss dieser Höhen, zieht sich mithin hier vom Rhein weiter ab, als an ihrem ganzen bisherigen Lauf, seit sie den Rheingau verliess. Wie durch wohlgepflegten Garten führt uns der Weg über Horchheim mit seinen Obstanlagen und Rotweingelassen und Pfaffendorf nach Thal Ehrenbreitstein, jenseits dessen die mächtige Felsenmasse des Ehrenbreitsteins wie ein natürlicher Wächter sich an den Strom vorschiebt. — Folgen wir dagegen von Oberlahnstein dem linken Ufer rheinabwärts, so bewundern wir das Spiel der Natur in den schroffen Felsen, die sich hier noch einmal in das Thal hinausdrängen. Oberlahnstein gegenüber schmiegt sich das niedliche Dörfchen Capellen, ein beliebter Ausflugsort der Koblenzer, dem Stromufer an. Einst bildete Capellen mit dem nahen Schlosse Stolzenfels eine grosse Festung. Doch dieser Zusammenhang ist ausgelöscht und ein anderer an seine Stelle getreten. Die königliche Burg Stolzenfels, von Friedrich Wilhelm IV. nach Plänen Schinkels wieder aufgebaut, führt uns mit ihren prächtigen Kunstwerken aus der Zeit der Romantik, mit ihren Sammlungen mittelalterlicher Humpen, Pokale, Rüstungen und Glasgemälde kaum in die Vergangenheit zurück, wohl aber in die Gegenwart herein, denn erst seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts konnte der Deutsche sich wieder erlauben, solche Bauten luxuriöser Zwecklosigkeit zu errichten. Kein anderer Zweck, als der Dienst der Schönheit ward dieser Burg und von dem Turme derselben geniesst man wohl diese Schönheit am meisten. Ein überraschend schöner Blick eröffnet sich hier oben dem trunkenen Auge. Bleibt so ewig jung das Wunderwerk der Natur selbst, so beschleicht einen trotz gegenwärtiger Pracht die Stille und Verlassenheit der Burg und erweckt das Gefühl, dass auch dieser Neubau schon wieder von der Vergangenheit umdämmert wird.

Unser Weg führt uns nun an der Insel Oberwörth vorbei zu den neuen Rheinanlagen der Stadt Koblenz. Links auf der Höhe der Karthause drohen die Festungswerke des Forts Alexander herab, weiter vor diejenigen des Forts Constantin. Von rechts zieht über die neue Eisen-

bahnbrücke die Bahn Berlin-Metz heran, welche sich vor der Stadt am Moselbahnhof links ab ins Moselthal hineinwindet, während die rechtsrheinische Bahn weiter abwärts vom rechten Ufer einen Zweig nach Koblenz zum rheinischen Bahnhof über die zweite Eisenbahnbrücke hereinsendet.



STOLZENFELS, KAISERZIMMER



Panorama von Koblenz



Koblenz, Moselbrücke

KOBLENZ

Und so wären wir denn in Koblenz, dem alten *Confluentes* der Römer. Auch hier folgte, wie in Boppard und in so manchen Rheinstädten, in fränkischer Zeit ein Königshof der früheren römischen Niederlassung. Aber während Boppard z. B. eine ganze Zeit hindurch seinen Charakter als Reichsstadt behauptete, fand Koblenz bald einen Liebhaber in dem Kurfürsten von Trier. Wir wandern nun den Rhein hinab am königlichen Schlosse links, an der Schiffsbrücke rechts vorüber über die Rheinstrasse zum deutschen Eck, wo dem hochragenden Provinzialdenkmal Kaiser Wilhelms I. die Stätte bereitet wurde. Hier, wo sich die Wasser der Mosel unmittelbar vor uns mit denen des Rheinstroms mischen, wo kein Hindernis die Aussicht beengt, empfangen wir so recht den Eindruck der unvergleichlich schönen Lage der Stadt. Am ganzen Rhein findet sich eine solche von der Natur geschaffene Herrlichkeit nicht wieder. Aber die Bedeutung dieser Lage für das Emporkommen der Stadt ist nicht zu verstehen, ohne dass wir unsere Blicke etwas weiter hinaus wenden. Koblenz liegt am Eingang des Rheins in das sogenannte Neuwieder Becken, welches weiter unten bei Andernach, wo die Berge abermals an das Stromufer herantreten, seinen natürlichen Abschluss findet. So stand Andernach von jeher in der Geschichte neben Koblenz, denn das Becken war nicht zu halten ohne den Befestigungspunkt bei dem Ausgang desselben in Andernach. Zwischen Koblenz und Andernach fielen die Entscheidungsschlachten um den Rheinbesitz während des Mittelalters. Und wie hier Cäsar bereits eine Brücke schlug über den Rhein, so kämpften hier Bataver und Alemannen mit den Römern;



Koblenz, Karthause

hier wurden die Märzfelder abgehalten in der Frühzeit der fränkischen Könige; hier wurde Karl der Kahle von Ludwig dem Jüngeren besiegt (876), hier traf Gieselbert von Lothringen und Eberhard von Franken das Schwert Kaiser Ottos I. (939), hier siegten die Kölner und ihre rheinischen Verbündeten über Kaiser Heinrich V. (1114), hier kämpfte Philipp von Schwaben gegen den Welfen Otto; Turenne ging hier über den Rhein und die Franzosen verwüsteten Andernach (1688), so dass bis in das XVIII. Jahrhundert die militärische Bedeutung Andernachs diejenige von Koblenz mindestens erreichte. Wie in Koblenz sich die Wasserstrassen vereinten, so in Andernach die Landstrassen, und so wundern wir uns nicht, dass, während Koblenz im Mittelalter ein kleiner Ort blieb, Andernach zu hoher Blüte kam. Hier wurden die Flösse, vom Oberrhein kommend, zum letzten Mal durch Aneinanderfügung vergrössert und gingen rheinab nach Dortrecht und Holland.

In der Geschichte zeigt Andernach deutlich eine grössere Hinneigung zu den niederrheinischen, als zu den oberrheinischen Gegenden und Städten. Es schloss sich dem Bunde der niederrheinischen Städte an; die Stadt gehörte zum Hansabund und war in ihr kein unbedeutendes Glied; aber sie ist auch die südlichste Stadt, welche sich diesem norddeutschen Bunde anschloss, so dass wir sagen können: dieser norddeutsche Bund hatte, wie so vieles Norddeutsche, seinen äussersten Ausläufer in dem Centralbecken von Neuwied. So liegt die Bedeutung Andernachs mehr in der Vergangenheit, während die Bedeutung von Koblenz erst so recht eigentlich der Gegenwart angehört. Koblenz verdrängte militärisch die alte Schwesterstadt vollkommen. Kommerziell aber konnte Koblenz lange nicht gegen Andernach aufkommen, denn Koblenz war nicht eigentlich Rheinstadt, sondern Moselstadt. Die alte Stadt Koblenz lag am Moselufer, eingeschlossen zwischen dem heutigen «Alten Graben» und der Kornpfortstrasse. Von hier aus war für die Herrschaft des Trierers nicht mehr viel zu gewinnen, denn rheinab stand ihm die Macht des Kölners und der tüchtigen Rheinstädte gegenüber, rheinauf setzten ihm Mainz und Pfalz den Damm entgegen und nur das fast quer gegenüberliegende Lahnthal stand offen. Dort schob sich die Trierer Herrschaft denn auch hinein, und wie der Mosel-



Koblenz, Inneres der Jesuitenkirche



Koblenz, St. Kastorkirche

mündung der Ehrenbreitstein als Schutzfestung gegenüber lag, so legte der Trierer der Lahnmündung gegenüber sein Stolzenfels an. Kommerziell wetteiferten die Lahnsteiner hier abermals mit den Koblenzern und so hielten sich die Bürgerschaften in ihrem Emporkommen gegenseitig auf. Diese grosse Konkurrenz, welche Koblenz zu bestehen hatte, lastete auf dem Emporkommen der Stadt. Dazu aber kam die geographische Lage. Wie Koblenz schon im Jahre 860 mit dem ganzen Erzstift Trier an das lothringische Reich fiel, so behielt seine Entwicklung noch lange Zeit hindurch diesen zwischen Westen und Osten, zwischen Frankreich und Deutschland geteilten Charakter. Der Kampf um Koblenz spielt darum in der Geschichte der beiden Völker keine kleine Rolle. Erzbischof Balduin von Trier (1285—1354), die eigentliche Stütze der luxemburgischen Dynastie, ist wohl als der hervorragendste Vertreter dieser zwiespältigen, auf altem lotharingischen Boden erwachsenen Herrschernaturen zu betrachten. Er war es denn auch, der die Stadt Koblenz mit der Moselbrücke ausstattete und seinem Kurstaate den Umfang gab, den er fast bis zum Untergange behielt. Koblenz war Fürstenstadt, ohne eigentlich Residenzstadt zu sein, und so bewegte sich seine Entwicklung langsamen Schrittes vorwärts. Noch einmal in der Revolutionszeit erschien die Stadt wie eine französische Stadt, als die Emigranten hier zusammenströmten und aus ihr ein auswärtiges Frankreich machten. Wer der «Erbfeind» sei, zeigte sich damals klar, denn so ruhig auch die deutsche Bürgerschaft den Vaterlandsvertriebenen begegnete, so tief war die innere Abneigung gegen diese wahnwitzige, in Luxus verkommene Menschensorte. Von dieser Abneigung vermochte sich selbst Goethe nicht frei zu halten. Wo sie ihm auffiel, berichtet er von dieser Abneigung des deutschen Bürgertums

gegen die französische Hofcanaille immer wieder. Kurz zuvor war Koblenz thatsächlich auch Residenzstadt geworden. Der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus (1739—1812), der in der deutschen Geschichte eine nicht sehr rühmliche Doppelrolle spielt, machte Koblenz endlich auch zur Residenzstadt. Er liess die alten Festungsmauern teilweise niederlegen, baute das neue, jetzt königliche Schloss, das Theater, den Bauhof u. a. und legte den Clemensplatz an. Im Jahre 1787, kurz vor seiner Flucht, bezog er das neue Schloss. Mit ihm drang ein kleiner Strom josefinischer Aufklärung an Rhein und Mosel. Unter seinen vielfachen Einrichtungen dieser Art ist besonders die Gründung einer Normalschule, d. h. einer Vorbereitungsschule für Lehrer und Lehrerinnen in Koblenz, sowie sein Toleranzedikt zu gunsten protestantischer Niederlassung zu erwähnen, als dessen Motive bezeichnet werden: «dass eines Teiles durch die Entfernung alles Scheins des Verfolgungsgeistes unsere heilige Religion verehrungswürdiger gemacht werde; andernteils aber durch Niederlassung reicher Handelsleute und Fabrikanten das inländische Commercium befördert, der müssige Bettler beschäftigt und fremder Reichtum in das Vaterland gebracht werden möchte.» Erst die folgende Zeit, der Friede, die Einverleibung in Preussen, welches hierher eine starke Garnison verlegte und Koblenz zum Mittelpunkt der Militär- und Civilverwaltung für die Rheinprovinz machte — Oberpräsident, kommandierender General des VIII. Armeecorps und Provinzialoberbehörden haben hier ihren Sitz — brachten der Stadt den gewünschten Aufschwung, so dass sie nun den grossen Kreisausschnitt zwischen den beiden Eisenbahnbrücken über den Rhein und über die Mosel mit ihren Gebäuden bedeckt und eine Einwohnerzahl von zirka 40,000 Menschen (ohne Militär) beherbergt. Trotzdem macht die Stadt mit ihren Forts und Befestigungen, mit dem gegenüberliegenden Ehrenbreitstein den vollen Eindruck einer Militärstadt. So wuchs die alte Moselstadt zum Rhein herüber, aber wie verschieden sich die Entwicklung auf engbegrenztem Gebiet vollzieht, ersieht man wohl aus einer einzigen Thatsache: als der Mainzer Kurstaat zusammenbrach, bezog die Bürgerschaft der Stadt das kurfürstliche Schloss; als der Trierer Kurstaat zusammen-



Koblenz, Görenplatz

brach, bezog ein Königsgeschlecht das kurfürstliche Schloss in Koblenz. Koblenz ist Fürstenstadt, aber nicht Residenzstadt wie einst, und das Leben Norddeutschlands hat das Wieder-Becken durchflutet und seine äussersten Ausläufer weit darüber hinaus den Rhein hinauf entsendet.

Wandern wir nun dem ältesten Teile der Stadt zu! Die grösste Kirche von Koblenz, die St. Kastorkirche, zählt wie St. Florin (evangelische Kirche) und Liebfrauenkirche zu den reinen Pfeilerbasiliken. Sie wurde von 1157 bis 1208 erbaut, später überwölbt und reicht mit ihren westlichen Türmen in noch frühere Zeit zurück (vielleicht IX. Jahrhundert). Im Innern birgt sie das aus dem XVIII. Jahrhundert stammende Marmordenkmal der heiligen Riza, der angeblichen Tochter Kaiser Ludwigs des Frommen, sowie zweier Kurfürsten von Trier, Kunos von Falkenstein (gestorben 1388) und Werners (gestorben 1418). Vor dem Portale der Kirche befindet sich der Kastorbrunnen, den der letzte französische Präfekt zum Andenken an den russischen Feldzug Napoleons im Jahre 1812 errichten liess. Der russische General Saint-Priest appro-

bierte die Inschrift, als ihn der Feldzug gegen Napoleon im Jahre 1813/14 nach Koblenz führte. Gehen wir nun am deutschen Hause, welches schon im Jahre 1231 im Besitz des deutschen Ordens war und heute das Staatsarchiv enthält, entlang, so erreichen wir vom deutschen Eck aus links die Moselstrasse. Am Kornthor biegen wir zur Florinskirche ein, welche aus dem XII. Jahrhundert stammt. Wir müssen am ehemaligen «Kaufhaus», jetzt Realgymnasium, vorüber und betrachten uns das Wahrzeichen der Stadt, den «Kaufhausmann» an der Turmuhr, wie er die Augen rollt und die Zunge herausstreckt, wenn die Stunde schlägt. «Alles ist eitel,» heisst diese rheinische Geste auf Hochdeutsch, denn, wer auch vor ihm steht, dieser wilde Salomon streckt ihm die Zunge entgegen. Neben dem Kaufhause liegt das ehemalige Schöffenhaus mit schönem Erker nach der Moselseite. Heute residiert hier der «Kunst-, Kunstgewerbe- und Altertumsverein» mit seinen schönen Sammlungen. Von hier gelangen wir die Treppe hinab wieder zum Moselufer und betrachten uns die sogenannte «Burg», in der eine Blechwarenfabrik sich einquartiert hatte. «Alles ist eitel,» sagte der Mann am Kaufhause. Heinrich von Finstingen, der gewaltthätige Kurfürst von Trier (1260—1286), erbaute die Burg als Zwingburg gegen die aufstrebenden Bürger, die eben damals mit dem Bau ihrer Festungsmauer beschäftigt waren. Mauer und Burg wurden von beiden Seiten weitergebaut, aber nach zweimaligem blutigen Kampfe erlagen die Koblenzer dem schlagfertigen Herrn, und die Bürgerfreiheit verliess mit den



Koblenz, Kaufhaus

Verbannten die Stadt. In der gleichen Burg stiftete Lothar von Metternich die katholische Liga, deren Heerführer Tilly wurde. In München steht sein Standbild in der sogenannten Feldherrenhalle, die an künstlerischer Schönheit so reich, an Feldherren so arm ist. Das Andenken an blutige, brudermörderische Zeit verwischen wir, wenn wir die Brücke überschreiten, die uns nach Lützel-Koblenz hinüberführt. Das prächtige Strombild hinauf und hinab erweckt den frohen Sinn fliessenden Lebens und so wandern wir getrost zurück, den alten Graben hinauf zum Münzplatz, wo der Metternicher-Hof uns an den Kurfürsten Lothar von Metternich erinnert und zugleich an den österreichischen Staatsmann, der hier im Jahre 1773 geboren wurde und sein Leben dazu benützte, Europa zu lehren, wie man nicht Politik zu treiben habe. Von hier über den Markt zur Liebfrauenkirche, welche auf dem höchsten Punkte der Stadt steht und an der Stelle einer ehemaligen fränkischen Pfalzkapelle errichtet wurde. Wir durchschreiten die alte Stadt, wenden uns zum Jesuitenplatz und von hier durch die Firmungstrasse zum Göbenplatz, den Schapers Standbild des kommandierenden Generals August Karl von Goeben (gestorben 1880) schmückt. Von hier führt uns die Poststrasse zum Clemensplatz und so an dem Schlosse vorbei, dessen Besichtigung gestattet ist, den Rheinanlagen zu. Die Kaiserin Augusta hatte Koblenz ihre Sympathien gewidmet. Alljährlich residierte sie einige Wochen in der schönen Rhein-Moselstadt und beschenkte sie mit den Anlagen, die heute den schönsten Schmuck der Stadt bilden. Wir finden da neben andern Herrlichkeiten auch das schlichte Denkmal des Rhein- und Vaterlandsdichters Max von Schenkendorf (gestorben 1817). Arndts Worte bilden die Inschrift, die er dem Mitstreiter und Mitsänger widmete:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Dass Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Schenkendorf selbst aber sang den Rheinländern und allen Deutschen das Lob des Königs aller Ströme in vielen Liedern, die an Innigkeit



KOBLENZ, BURG MOSEL

und poetischem Gehalt die Sänge der Fanfarenbläser der Freiheitskriege bedeutend übertreffen:

Es regen sich in allen Herzen
Viel vaterländ'sche Lust und Schmerzen,
Wenn man das deutsche Lied beginnt
Vom Rhein, dem hohen Felsenkind,
Die Freiheit sei der Stern!

Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören,
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fliesse frei in Gottes Meer!

Eine glückliche Zeit trotz aller Schmerzen taucht uns mit dieser Rückerinnerung an die Freiheitskriege auf. Eine glückliche Zeit, die nicht voraussah, dass es nach dieser einmütigen Erhebung des deutschen Volkes zu frischestem Leben noch einmal kommen könnte, wie es später kam, dass den besten Söhnen Deutschlands das Schicksal beschieden sein könnte, vaterlandslos im Vaterland, heimatlos in der Fremde umherzuirren. Von dem Ehrenbreitstein, an dessen Fuss einst

Goethe im Hause Laroche schöne Tage und Stunden verlebte, grüssen wir den unvergleichlich anmutigen Erdenfleck noch einmal und nehmen sodann die Bahn, um uns sofort das Lahnthal hinauf dahin tragen zu lassen, wo Goethes Werther entstand, nach Wetzlar. Die Fahrt gewährt uns Zeit, uns über das Lahnthal im allgemeinen etwas zu orientieren.



Koblenz, Kaiser-Denkmal



Limburg an der Lahn



RUNKEL — SCHADECK

DAS LAHNTHAL

Wo sich am Ederkopf die südlichen Ausläufer des Rothaargebirges mit den nordöstlichen des Westerwaldes zusammenschieben, so dass sich nach allen Himmelsgegenden Thäler öffnen, entspringen vier Flüsse: die Eder, die gen Norden den Weg zur Fulda und mit ihr zur Weser sucht, die Sieg, welche direkt westlich zum Rheine fliesst, die Dill, der wir von hier südlich bei ihrer Mündung wieder begegnen werden, und die Lahn, die aus dem Keller des einsamen Jägerhauses Löhnhof entspringt und ihren Lauf gen Osten nimmt. Bis oberhalb Marburg behält der Fluss die östliche Richtung ziemlich bei, wendet sich dann aber nach der Vereinigung mit der Ohm, die vom Vogelsberge kommt, scharf nach Süden. Hier beginnt das mittlere Lahnthal. Zwischen Giessen und Wetzlar hat das Thal des Flusses seine grösste Breite, es bleibt noch bequem bis Weilburg, wo von Norden die Höhen des Westerwaldes, von Süden die Taunushänge sich scharf heranschieben und das Thal verengen. Die Lahn bricht zum untern Lahnbecken durch nach Aufnahme der Wieseck bei Giessen, der Dill bei Wetzlar und der Weil bei Weilburg. In engem Querthal springt der Fluss durch die zusammengeschobenen Bergschichten hindurch und tritt bei Runkel und Villmar in das freiere Land des unteren Beckens hinaus, welches bei Limburg seine oberste Stelle hat. Der ganze Lauf von der Quelle bis zur

Mündung bei Niederlahnstein beträgt 54 Stunden. Der untere Teil des Thales ist besonders schön. 20 Tunnels und 9 Flussbrücken waren hier nötig, die Bahn zu vollenden. Von Giessen ab ist der Fluss für mittlere Fahrzeuge, welche die Eisenerze des Thales zu Thal und meist Steinkohlen zu Berg führen, schiffbar. In der Centralgegend des untern Lahnbeckens nimmt die Lahn die meisten Zuflüsse auf: die Elb, Aar, Ems, deren Lauf ungefähr je 8 Stunden beträgt. Bei Burg Nassau strömt ihr zu Anfang des untern Lahndurchbruchs die Gehl von Norden, der Dörr- und der Mühlbach von Süden zu.

Das ganze Lahngebiet umfasst etwa 100 Quadratmeilen. Es schiebt sich hinein in die Flussgebiete des Mains, der Weser, der Sieg und des Rheins. Zwischen die Zuflüsse der Weser und des Rheins in die Mitte genommen, jedoch so, dass es dem Rheingebiete die weit grössere Berührungsfläche bietet, empfing und empfängt es von beiden Gebieten seine Impulse und seine Kultur. Zum Maingebiet bilden die Vermittlung im Süden Wetter und Nidda. Das ist der Weg, der Wetzlar zum Bunde mit den Städten der Wetterau führte und dem rheinischen Gebiete entzog. Zum Wesergebiet führen die Thäler der Schwalm und Eder im Nordosten und weiter das Fuldathal bis Cassel und Münden. Zum Rhein aber eilt die Lahn nicht nur selbst, sondern das Siegthal, die Thäler der Wied und Sayn verbinden ihr Gebiet auch gegen Nordwesten noch einmal mit dem Rheingebiet. So hat denn das Lahngebiet seine Bevölkerung teils vom Rhein, teils vom Main, Sieg und Weser empfangen und wieder dahin abgegeben, von hier duldete es Herrschaft oder übte sie aus. Dazu kommt das der Lahnmündung fast gegenüberliegende offene Thor ins Moselthal. Und thatsächlich ist auch keltische Siedelung von hier aus einst ins untere Lahnthal gedrungen, während für die obern Lahngegenden solche nicht nachzuweisen ist. Zu Cäsars Zeit sassen an der untern Lahn die Ubier, an der oberen Lahn die Chatten. Ihre Grenzen mochten ziemlich mit den spätern Grenzen zwischen Nassau und Hessen zusammenfallen. In den folgenden Zeiten wurden die Franken hier Herr, aber die alte Hinneigung der Lahnbewohner zu Oberdeutschland wurde damit nicht aufgehoben.



Wetzlar, der Dom

Ober- und Unterlahngau grenzten sich unterhalb Wetzlar gegen einander ab. Der erstere hatte sein politisches Centrum dort, wo auch die natürlichen Mittelpunkte lagen, bei Giessen und Marburg; der zweite besass sein Centrum bei Limburg. Wie der Oberlahngau fast immer einen Teil Hessens bildete, so drangen in den Unterlahngau die Rheinfranken ein. Nach dem Verfall der Gauverfassung zersplitterte der Lahngau. Eine Reihe von Dynasten tauchte empor, unter ihnen die Grafen von Diez, die Nachfolger der noch mit den Karolingern verwandten Konradiner im Unterlahngau, welche dem Reiche in Konrad I. (gestorben 918) einen König stellten. Um dieselbe Zeit (XI. bis XIII. Jahrhundert), da die Dieze die mächtigsten Dynasten im Unterlahngau waren, blühten im Oberlahngau die Grafen von Gleiberg, auch Grafen von Giessen genannt. Die Grafen von Katzenelnbogen sassen an der Lahn-

mündung; in der Nähe des untersten Flussdurchbruchs herrschten die Grafen von Laurenburg, die Stammväter des nassauischen Geschlechts; bei Weilburg am oberen Flussdurchbruche hatten die Herren von Merenberg und die Grafen von Solms ihre Herrschaften; die Grafschaft Hadamar bildete sich längs der Elb aus; längs der Dill herrschten die Grafen von Dillenburg und Greifenstein, die Dynasten von Weilburg längs der Weil; am Zusammenflusse der Ohm und am obern Lahn bildete sich ein kleines geistliches, zu Mainz gehöriges Territorium, in derselben Gegend, wo einst bei Amöneburg Bonifaz zuerst das Christentum verbreitete, während die im Wesergebiet mächtigen Grafen von Ziegenhain einige obere Zuflüsse an sich rissen und die Herren von Wedegenstein (Wittgenstein) im allerobersten Quellbecken der Lahn bis zum Ederkopf und Löhnhof ihre Grafschaft begründeten.

Wie einst die Kelten nur in die untere Lahngegend eindrangen, so war später die Lahngegend aufwärts bis in die Gegend von Wetzlar auch das einzige rechtsrheinische Gebiet, in welches die Trierer Erzbischöfe ihre Macht hineintrieben, während das obere Lahngebiet, von Main und Wetterau her dem Christentum gewonnen, dem Mainzer Sprengel zufiel. Später teilten sich nun die grösseren Mächte in das Lahngebiet, so das Herzogtum Nassau, das Grossherzogtum Hessen-Darmstadt, das Kurfürstentum Hessen und Preussen. Die Herzoge, einst Grafen von Nassau, hatten ihre adeligen Konkurrenten bald überflügelt. Sie führen ihren Namen von der von ihren Stammvätern, den Herren von Laurenburg, um 1100 an der Mühlbachmündung errichteten Burg Nassau. Schon zwei Jahrhunderte später erscheinen sie als die mächtigsten Dynasten im ganzen Unterlahngau und am Ende des XIII. Jahrhunderts stellte auch dieses Geschlecht einen deutschen König, Adolf von Nassau (1292—1298). Indess die Zersplitterungen in verschiedene Linien, die schwankende Stellung des Lahnthales selbst zwischen Nieder- und Oberrhein, welche einen Teil der nassauischen Dynasten auf die wetterauische Reichsgrafenbank und zum oberrheinischen Kreise verwies, einen andern aber dem westfälischen Kreise zurechnete, standen einer kompakteren Herrschaftsschöpfung im Wege. Erst Napoleon fügte



Schloss Braunfels

1806 das spätere Herzogtum Nassau zusammen. 1815 wurde dasselbe noch vermehrt durch Verzichtleistung der nassau-oranischen Linie auf ihre Besitzungen an der Lahn, durch Zurücktreten Hessens von der untern Lahn, während Nassau selbst seine Besitzungen an der Wied und Sayn an Preussen abtrat. Damals war es auch, dass die bisherige freie Reichsstadt Wetzlar mit einem kleinen Bezirk zu beiden Seiten der Lahn und längs der Dill, sowie den Thälern des Wetz- und Solmsbaches an Preussen fiel.

Wo sich das Lahnthal unterhalb Giessen nach Osten und Westen breit erstreckt und von Norden und Süden die Thäler des Wetzbaches und der Dill dasselbe kreuzen, liegt die Stadt Wetzlar. Ein Vorgebirge springt hier merklich in die Ebene vor und tritt ganz nahe zur Lahn. Dieser beherrschende Punkt mag schon früh zur Ansiedelung gelockt haben. Auf Karl den Grossen und seinen frommen Sohn Ludwig führt die Sage die erste Anlage der Reichsburg Kalsmunt (Karlsmund)



Panorama von Wetzlar

zurück. Unter Otto I. (943) wird Wetzlar zuerst erwähnt. Im XII. Jahrhundert war die Stadt bereits Reichsstadt und im Mittelalter war Wetzlar die wichtigste aller Lahnstädte. Kaiser Friedrich I. gab ihr (1180) alle Handelsfreiheit der Frankfurter Bürgerschaft, so dass die Stadt nun rasch zu ihrer Höhe und Blüte emporstieg (XIII. Jahrhundert). Leinen- und Wollwebereien hatten neben dem Handel hier einen vorzüglichen Sitz. Auf der Grenze zwischen dem hessischen Oberlahn- und dem nassauischen Unterlahngebiete gelegen, wies die Lage Wetzlars auf Vermittlung zwischen norddeutschem und rheinischem Leben, während die Thäler und Weitungen zwischen Taunus und Vogelsberg der Stadt eine dritte Lebensrichtung zum Maingebiet und nach Süddeutschland wiesen. Zwischen dem Bunde der wetterauischen Städte, zu der Wetzlar neben Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen zählte, zwischen den Grafen von Nassau und den Landgrafen von Hessen schob sich Wetzlar in diplomatischer Schlauheit hin und her. Die Vogtei über Wetzlar fiel zuletzt an Hessen-Darmstadt und sicherte die Stadt vor dem Schicksal, von einem der kleinen Dynasten in der Nachbarschaft überwältigt zu werden. So blieb es, bis die Stadt an Preussen fiel.

Mit ihrer mannigfachen Geschäftigkeit (Bergamt, Eisenindustrie, Schwefelsäurefabrik, Handschuhfabrik und weltberühmte Fabrikation mechanisch-optischer Instrumente), mit ihrem alten Dom, dem ein Kriegerdenkmal auf der einen, die Goethebüste auf der andern Seite in friedfertige Nachbarschaft gerückt wurde, mit ihrem neuen Rathaus und den Erinnerungen an Lotte, Werther (Jerusalem) und Goethe, liegt nun die preussische Kreisstadt in schönem Thale und ist trotz der vielen «Rücksichten» ganz Gegenwart geworden. Die langweiligen Akten des ehemaligen Reichskammergerichts oder auch die Akten des langweiligen Reichskammergerichts sind wohl versorgt im Staatsarchiv (Reichspostgebäude) untergebracht und so konnte Wetzlar, von den Geisterscharen befreit, die sich hier, nachdem die Personen sich längst hatten begraben lassen, noch um die alten irdischen Rechte stritten, die Gegenwart «voll und ganz» begrüssen. Wo solche natürliche Vorteile geboten werden, wie sie Wetzlar in seiner nicht nur landschaftlich

schönen, sondern auch nützlichen Umgebung, in seinen Eisenerz-, Manganerz- und Phosphoritgruben besitzt, da zögert die heutige Zeit nicht lange, sondern greift tapfer zu. — Und wandern wir nun über den Lahnberg an der Garbenheimer Warte vorüber nach Garbenheim, so befinden wir uns in Goethes Wahlheim. Das aber, was ihm hier «über alles ging», die beiden Linden, «die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheunen und Höfen eingeschlossen ist,» diese beiden Linden sind verschwunden. Anno 1849, dem hundertsten Geburtstage unseres grossen Dichters, hat man zwei neue hingepflanzt. Weiter hinauf ins Lahnthal und drüben hinein ins Dillthal lockt uns mächtig die Schönheit der Natur, aber das Durchfliegen lohnt sich nicht, denn wer die Natur geniessen will, muss nicht seinen Einbildungen nachgehen, sondern das zu verstehen suchen, was sie jederzeit in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit bietet. Nur dem, der sich ihr in herzlichster Vertrautheit nähert, bietet sie stets von ihren Herrlichkeiten ein volles Mass.

So wandern wir denn lahnabwärts über Albshausen, zu dem die alte Prämonstratenser-Abtei Altenberg (jetzt Oekonomie) vom rechten Lahnufer herübergrüsst, und Burgsolms mit grosser Eisenhütte nach Braunfels, diesem von schönem Walde umrauschten Städtchen mit der Residenz und dem Stammschloss der Fürsten zu Solms-Braunfels. Das kühle Mühlbachthal weist uns den Rückweg zur Lahn, die wir überschreiten, um dem Städtchen Leun und der abseits gelegenen Leunerburg und der Dianaburg (Aussichtsturm und Jagdhaus) einen Besuch abzustatten. Im Lahnthale folgt auf dem rechten Ufer Stockhausen mit Eisensteingruben, dann Biskirchen rechts, Selters links, Löhnberg mit altem Schloss und Weilburg. Die jetzige preussische Kreisstadt liegt unstreitig an einem der schönsten Punkte des Lahnthales. Spielt Wetzlar eine Rolle in der Geschichte der freien Städte, so Weilburg eine solche in der der kleinen fürstlichen Residenzen. Dieses mächtige Schloss mit seinen mehr als 300 Zimmern, welches die Jahrhunderte hier an der Stelle des alten Konradinerschlosses, dem Geburtsorte König Konrads I. (911—918) erbauten, sah die Kriegszüge der Schweden, der Kaiser-

lichen, der Franzosen und wurde nicht zur Ruine. Von 1335 bis 1816 Residenz des nassauischen Fürstenhauses, verdankt auch die Stadt den Fürsten manches. Wer heute den Marktplatz betritt, erkennt rund an den Giebeln der Häuser die anordnende Hand. Da ist keine bürgerlich individuelle Willkür. Namentlich Graf Johann Ernst (1675—1769) liess in vielerlei Anordnungen und Einrichtungen sein Andenken zurück. Heute ist Weilburg Sitz eines Amtsgerichts, der Bergwerksdirektion, einer Oberförsterei, einer Landwirtschaftsschule und einer Unteroffiziersschule. Das Gymnasium der Stadt geht mit seiner Geschichte in die Zeit der Reformation zurück. Brachte der dreissigjährige Krieg ein solches Elend, dass die Bevölkerung nur noch aus acht Personen bestanden haben soll, so zeigt doch die im Jahre 1699 neu erlassene Schulordnung, dass man nach dem Kriege sofort wieder wett zu machen suchte, was die Zeit der Not und des Unglücks verdorben. Die Sage



Weilburg

von Almeida, die Hauslei mit ihrem steilen Absturz zur Lahn, die Wölwenlöcher, an altgermanische Zauberweiber erinnernd, der Odersbach, der einst Odinsbach hiess, gaben der Gegend einen romantischen Zauber zu ihrem natürlichen, so dass ein Weilburger Buchhändler zum Dichter wurde und in die Saiten fiel und er das, was andere vor ihm schon besser gedichtet hatten, noch einmal dichtete. Hier spuckt es noch in Sage und Dichtung und hören wir von ausgegangenen Dörfern, wie Potenhan, Ober- und Nieder-Völa, Dahlhausen bei Wetzlar, Wenigen-Villmar u. a., so wissen wir, dass die ungastlichen Höhen des Westerwaldes nicht weit sind. Da hinein passt denn auch das Bild von Raubrittern und Ritterräubern, wie es die gehenkten Ritter von Villmar waren und wie es neben den Herren von Altendorf noch manche andere gewesen sein mögen. Von Weilburg führt ein schöner Weg nach der imposant gelegenen Burgruine von Merenberg.

Folgen wir dem Thalufer weiter, so liegt rechts Aumenau mit vielem Bergbau in der Nähe. Eine schöne Brücke verbindet das Dorf mit der Station. Wie die Bahn von Weilburg bis hierher allein durch fünf Tunnels hindurch musste, so folgt vor Villmar noch einer. Das Städtchen ist berühmt durch seine ausgedehnte Marmorindustrie. Auf dem Wege nach dem Städtchen Runkel erhebt sich der gewaltige Marmorfelsen des Bodensteins. Runkel selbst mit seiner schwarzen Burg und ihren beiden massigen Bergfrieden, seiner alten steinernen Lahnbrücke und dem rauschenden Wehre, mit der auf hohem Felsen gegenüber thronenden Burg



DIETKIRCHEN



Der Dom zu Limburg

Schadeck ist jetzt Hauptstadt der Herrschaft Wied-Runkel des Fürsten von Wied. Aber nicht nur Felsen und alte Mauern gibt's hier herum, sondern auch einen ganz vortrefflichen Rotwein, denn wir nähern uns wieder dem Rhein. Tritt doch von Runkel aus die Lahn in die mittlere Ebene des Unterlahngaus und in das Centralland von Nassau hinaus. Es mehren sich die menschlichen Siedelungen.

Runkel, Limburg, Hadamar, Diez, die alten nassauischen Amtsstädte, liegen hier nahe bei einander und eine dichte Bevölkerung drängt sich im fruchtbaren Thale zusammen. — Limburg liegt in ungefähr ganz gleichen Distanzen von dem obern Durchbruch der Lahn bei Weilburg und von dem untern Durchbruch bei Nassau und Ems, gleich weit auch von den beherrschenden Höhen des Taunus im Süden und dem unwirtlichen Rücken des Westerwaldes im Norden. Die alte Gaumahlstatt und der berühmte Reckenforst (das alte Hochgericht an der Lahn) liegen hier in der Nähe. Die Heerstrassen der obern und untern Lahn, von der Elb, Ems und Aar her führen hier zusammen. Es sind die uralten Wege, auf denen einst die Bevölkerung in dieses Thal gedrungen. «Wie die alte Gaumahlstatt zu Dietkirchen, so liegt auch die alte Burg Konrad Kurzbold, des mächtigen Grafen im Unterlahngau, noch im Weichbild und Gesichtskreise der Stadt, und neben dieser Burg, die von eben diesem Konrad, 910—940, erbaute Domkirche.» Diese in den siebenziger Jahren renovierte Kirche, «eines der imposantesten Denkmale rheinischer Uebergangs-Architektur» entstammt indes, wie sie jetzt steht, wesentlich dem XIII. Jahrhundert. Der glänzende Prunk des Uebergangsstils ist durch die überreiche Gliederung und Verzierung, sowie die Menge der Türme, hier auf die höchste Spitze getrieben.



1000jähriger Taufstein im Dom zu Limburg



Limburg, Inneres des Domes

Ausser den beiden gewaltigen viereckigen Westtürmen erhebt sich auf der Kreuzung ein hoher, achteckiger Kuppelturm mit schlankem Helm, wozu an den Giebeln eines jeden Kreuzarmes noch zwei viereckige Flankentürmchen kommen, so dass die Siebenzahl voll ist. Demselben Jahrhundert gehört auch der merkwürdige Grabstein des Grafen Konrad Kurzbold an. Aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts aber stammt die alte Lahnbrücke. Heute ist Limburg Sitz des Kreis- und Landratamts, des Bischofs und des Amtsgerichts. Die glückliche Lage liess die Bürgerschaft schon früh emporblühen und mit dem Reichtum und der Entfesselung der Arbeit kam die Freiheit. Limburg wurde zum Mittelpunkt des Handels und Verkehrs der ganzen Umgegend. Der blühende Reichtum aber lockte auch die Herren in dieses Thal. Eine Masse Burgen drängen sich hier in kurzem Umkreis zusammen. Vogel nennt in seiner Beschreibung des Herzogtums Nassau von angesehenen Familien die Braunsberg, die Specht von Bubenheim, die Ottenstein, Kramberg, Staffel, die Walboden von Pfaffenburg, die Walderdorf, Brombach, Reiffenberg und Westerburg. Noch heute ist Limburg der beste Ausgangspunkt zu Ausflügen ins Lahnthal. Wie die Lahnthalbahn selbst solche hinauf und hinab gestattet, so führt die Bahn über Elz-Hadamar und die Westerwaldbahn über Montabaur mit Anschluss an die Strecke Neuwied in das Westerwaldgebiet; die beiden Bahnen Limburg-Höchst-Frankfurt und Limburg-Niederhausen-Wiesbaden, sowie die Bahn Limburg-Diez-Wiesbaden, eröffnen das Taunusgebiet; dazu kommt die



Panorama von Diez

Sekundärbahn Dehrn-Kerkerbach-Heckholzhausen und das Dampfboot auf der Lahn. So haben wir hier so recht den Mittelpunkt des Unterlahngebietes, von dem Strahlen nach allen Seiten ausgehen, den Verkehr belebend und die Arbeit der Menschen befruchtend.

Anderthalb Stunden abwärts von Limburg liegt der Porphyrfelsen, auf dem die mächtigen Grafen von Diez ihr Schloss erbauten. Hier war der Hauptsitz der alten Grafschaft und rundum sass der lahngauische Adel in zahlreichen Burgen: die Specht von Diez, die Dehrn-Hattstein, Turm, Larheim, Langenau, Stein, Heppenberg, Koethe und Hoenberg. Und wie oberhalb Limburg in Runkel die Herren von Runkel und Westerburg sassen, so lag zwei Stunden entfernt an der Elb die Herrschaft der Nassau-Hadamarischen Grafenlinie. Neben dem Bilde aufblühender Städte und Dörfer erscheint der ringende und kämpfende Adel. Des Waffengeklirrs wurde dieses Thal in früherer Zeit wohl niemals ganz entwöhnt. Diese kriegerische, adelerzeugende Gegend liess noch in der Zeit des dreissigjährigen Krieges aus unverbrauchtem Bauernstamm einen hessischen und kaiserlichen General und Grafen, den Herrn Peter «Melander» von Holzappel hervorgehen, und dieser ins Griechische übersetzte «Eppelmann» rühmte sich, «nicht nur ein wahrer Deutscher zu sein, sondern obendrein ein Westerwälder, was nach den Worten



Schloss Oranienstein



SCHLOSS SCHAUMBURG

des verstorbenen Fürsten Moritz von Oranien so viel wert sei, als zwei andere gewöhnliche Deutsche.» Derb, beharrlich, unerschütterlich, stets schlagfertig war dieser mächtig gebaute Mann, der echte Sohn des «Schwere-Krenklandes». Auf dem Wege von Limburg nach Diez grüsst uns von hohem Felsen an der Lahn das Schloss Oranienstein, jetzt Kadettenhaus. Diez ist heute Sitz des Landratsamtes für den Unterlahnkreis. Amtsgericht, Bergmeisterei, Oberförsterei, Wasser- und Landbauämter haben dort ihren Sitz. Auch ist es Garnison und birgt eine rege Industrie. Der Fachinger Brunnen kommt hier zum Versand. Durch den Fachinger Tunnel führt die Bahn nach Fachingen. Seine treffliche Quelle liegt dicht am Lahnufer. Von der Höhe gegenüber lugt das Dorf Alten-Diez herab.

Durch den Kehrberger und Daubach Tunnel bringt uns die Bahn nach Station Balduinstein, einstmals Stadt, mit der Ruine des von Erzbischof Balduin von Trier erbauten Schlosses. Von hier führt ein

schöner Weg nach der Schaumburg hinauf, der alten Residenz der Herren von Isenburg und Westerburg. Prächtiger Hochwald und schöne Gartenanlagen umgeben dieses in den fünfziger Jahren von Erzherzog Stephan von Oesterreich in moderner Gotik neuerbaute grossartige Schloss. Von Balduinstein trägt uns der Kahn hinüber nach dem rechten Ufer und eine schöne Allee führt uns nach Geilnau, wo der Geilnauer Mineralbrunnen dem Boden entspringt. Das Dorf Holzappel, nach welchem jener neue Graf sich nannte, liegt nicht weit von hier. So folgen wir der Lockung und wandern von Holzappel an den Silber- und Bleiwerken der Holzappeler Hütte vorbei nach der Ruine Laurenburg, dem alten Stammschloss des Nassauer Grafengeschlechts. Enger wird das Thal, seit wir die «goldene Grafschaft» verliessen, und immer knapper wird der Raum für menschliche Siedelung. Durch den Laurenburger und Kalkofener Tunnel führt die Bahn von Dorf Laurenburg nach Obernhof, einem kleinen Dorfe, welches dem prächtigen Klostergut Arnstein gegenüber liegt. In überaus schöner Lage steigt der waldgrüne Klosterberg vom Thale empor. Einst stand hier die Stammburg der Grafen von Arnstein. Dann siedelten sich die Prämonstratenser hier an, und wie hier auf dem linken Ufer, so lockt uns drüben auf dem rechten der «Goethepunkt» oberhalb Obernhof mit entzückender Aussicht in das berggipfelumkrönte Gehlbachthal, in das waldige Thal der Lahn und drüben zu dem in stiller Waldeinsamkeit träumenden Kloster Arnstein. Dass hier Goethe den Schritt anhielt, «um in den malerischen und übernatürlichen Schönheiten der Landschaften zu schwelgen,» ist wohl begreiflich.



Brunnenburg bei Laurenburg

Von Station Obernhof bringt uns die Bahn durch den Obernhofer und Hollericher Tunnel an der «hohen Lei» (rechts) vorüber in wenigen Minuten nach dem lieblich gelegenen Städtchen Nassau. Nassau ist eine der



KLOSTER ARNSTEIN MIT BURG LANGENAU

am frühesten erwähnten Ortschaften des Lahnthales (794) und noch heute verdient das Städtchen den Ruf, den es nicht nur der Geschichte, sondern auch der Schönheit seiner Lage, wie der Vortrefflichkeit seiner Kuranstalt verdankt. Die Stadt birgt das Wohnhaus des Freiherrn von Stein, der dort in seinen letzten Lebensjahren oft und lange verweilte. Sein Arbeitszimmer ist erhalten. Der von ihm «zur Erinnerung der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft im Jahre 1815» errichtete gotische Turm ist den Besuchern zugänglich. Gegenüber auf waldigem Berge finden sich die Ruinen der Burgen Nassau und Stein, sowie dicht unter den Mauerresten der Stammburg des Geschlechtes das 1872 enthüllte Denkmal Steins (Pfuhl) mit der Inschrift auf der Vorderseite: «Heinrich Fr. Karl, Freiherr vom und zum Stein, geboren 25. Oktober 1757, gestorben 29. Juni 1831.» Den Ehren- und Festtag, den das Städtchen Nassau bei der Enthüllung dieses «Ehrensteins des deutschen Volkes» erlebte, hat uns Heyl mit seiner herzwarmen vater-



Nassau, Stein-Denkmal

ländischen Begeisterung treulich geschildert. Merkwürdig kräftige und wetterfeste Naturen hat dieses Lahnthal dem deutschen Volke geschenkt. Nicht nur Stein ist dessen Zeuge, sondern von der Burg da oben, deren Burgfried noch weit in die Lande hinausschaut, ging ein Fürsten- und Königsgeschlecht aus, welches mehr als einen, nicht bloss königlich und fürstlich bedeutenden Mann erzeugte. Denken wir an König Adolf von Nassau (1292—1298), namentlich aber an die von hier sich abzweigende und ganz in den Westerwald hineinrückende Nassau-Dillenburger Linie, aus der nicht nur Wilhelm von Oranien, der grosse Schweiger und Befreier der Niederlande, hervorging (1533), sondern auch ein Wilhelm III., der den britischen Königsthron bestieg, und weiter das Königshaus der Niederlande und das Geschlecht der Grossherzoge von Luxemburg. Dieser aber kann man nicht gedenken, ohne an ihre



Bad Nassau



Panorama von Ems

treffliche Stammmutter zu erinnern, an Juliana, Gemahlin Wilhelms des Reichen, eine Stolbergerin. Sie ist eine jener prächtigen Frauengestalten, welche mit unerschöpflicher natürlicher Kraft und gesund waltendem Menschenverstand begabt, uns das Bild der echtdeutschen Frau verkörpern, von der wir von heute fast nur noch durch die Sage etwas wissen. Mutter des Schweigers, wie des hochbegabten Ludwig von Nassau, der in treuem Kampfe auf der Mooker Haide fiel, sah sie in ihrem 74. Lebensjahre auf eine direkte Nachkommenschaft von nahezu 170 Kindern und Enkeln hinab.

Von Nassau führen Bahn und Strasse über das schön gelegene Dörfchen Dausenau mit alter Ringmauer und schiefem Turm, an den sich die Sage von Einhard und Emma knüpft, um die vorspringende waldgekrönte Felsenkuppe der Bäderlei herum nach Bad Ems. Den Ruhm dieses schon den Römern bekannten, aber erst in unserem Jahrhundert so prächtig emporblühenden Badeortes singen zu wollen, wäre heute vergebliche Mühe. Ist nicht nur das eine Weltstadt, wo Tausende und Abertausende Menschen zusammenströmen, sondern auch das kleine Städt-



Ems, Russische Kirche

chen, welches in der ganzen Welt bekannt ist, so gehört Ems ganz sicher zu den Weltstädten. Grösserer Komfort, schönere Hotels und Badeanlagen — man sehe nur den prächtigen Kursaal in pompejanischem Stil, die neue Wandelbahn mit Trinkhalle, die Alleen, die Garten- und Villenanlagen — findet man auch in grossen Städten nicht. Aber was man in grossen Städten nie findet, das schenkt uns Ems im Sommer: wundervolle Waldluft und unvergleichliche Schönheiten der Natur. Wein- und Obstbau blüht im engen Thal, der Wald aber krönt die Höhe und zieht sich herunter bis dicht ans Flussufer, so dass die Kuranlagen und Gärten der Hotels und Villen direkt in das waldige Grün hinauslaufen. Dorf Ems und Bad Ems auf dem rechten, Spiess-Ems auf dem linken Flussufer bilden die Stadt, und vier Brücken verbinden die beiden Stadtteile mit einander. Mehr als 20 warme Quellen entströmen hier dem Boden, von denen die bedeutendsten: der Kesselbrunnen, das Krähnchen, Fürstenbrunnen, Kaiserbrunnen, Augusta-Felsenquelle, Viktoria-Felsenquelle und die Eisenquelle. Befinden sich die ersten vier in den Hallen des Kurhauses selbst, so die drei letzten im Hof des «Europäischen Hofes».



Ems, Kesselbrunnen

Die Römerquelle dagegen gab dem Römerbad auf dem linken Ufer den Namen. Ihr Name erinnert uns zugleich an den hier in der Nähe vom Winterberg herabkommenden Pfahlgraben, der in der Richtung der Grabenstrasse jenseits der Bahn seine Fortsetzung fand über die Kemmenauer Höhe (prächtige Aussicht), First, gegen Cadenberg und Hillscheid. Wir berührten mit diesen Anführungen bereits einen Teil der um das Bad gelegenen schönen Ausflugsorte und Promenaden, von denen namentlich



Ems, Kursaal

die Waldspaziergänge auf dem Malberg zu erwähnen sind. Auf denselben befördert aus der Nähe der Rathausbrücke die Drahtseilbahn uns rasch und bequem hinauf. Reich ist dieses linke Ufer an lauschigen Waldwegen, so zum Lahnsteiner Forsthaus, von hier weiter nach Frücht mit der Familiengruft «derer vom und zum Stein», und weiter hinaus nach Braubach am Rhein und zur Marksburg. Ein romantischer Weg führt weiter von Frücht hinab nach Miellen an der Lahn. Moosgrüne Felspartien und rauschendes Wasser sind der Schmuck dieses einsamen



EMS, WANDELBAHN

Thales, dem man den Namen «Schweizerthal» beilegte. Von Miellen finden wir leicht den Weg über Nievern nach Ems zurück. Auf dem rechten Ufer führt eine bequeme Strasse nach Dorf Fachbach, eine zweite von Dorf Ems rechts ab den Emsbach hinauf zu dem Blei- und Silberbergwerk der Emser Hütte und darüber hinaus zur Sporkenburg, zur Kirche Augst, dem Dörfchen Arzberg und immer weiter und weiter durch prächtigen Wald bis Montabaur. An Naturschönheiten, an wohlgehegten Waldpfaden, an träumender Wald- und Bergeinsamkeit und dem Einblick in arbeitshartes Bergmannsleben wie in stillgenügsames Bauerndasein fehlt es hier so wenig dem, der solches sucht, wie dem die Zeit lang werden dürfte, der sich auf die Genüsse des modernen Badelebens verlegt. Und so wandern wir denn mit fröhlichem Dankesgruss an dieses schöne Städtchen im Lahnthal von Dorf Ems rechts die linke Strasse hinauf zum Koblenzer Jägerhaus und weiter zum «Roten Hahn», dem Gasthof des Wallfahrtsortes Arenberg, wo wir uns an allen Gaben des Landes gütlich thun, um dann neugestärkt und frohgemut nach Ehrenbreitstein und



Ems, Bäderlei

Koblenz hinabzusteigen. Und nun aus dem Bergwerksrevier an der Lahn nach dem Bergwerksbezirke an der Saar! Das liebliche Moselthal mit seinen duftenden Weinen und lachenden Menschen lockt zwar und grüsst, aber diesmal geht es nicht, ich muss zur Saar und Nahe. Also wenn auch mit Schmerzen, so doch ohne Aufenthalt hinüber mit der Moselbahn über Trier und Saarlouis nach Saarbrücken!



Ems, Kaiserbrunnen



Oberstein an der Nahe



St. Wendel

DAS NAHETHAL UND SAARGEBIET

In welch' andere Welt versetzt uns dieser grosse Sprung von Osten nach Westen, von der Lahn zur mittleren Saar! Die Saar entspringt aus zahlreichen Quellen im mittleren Vogesenlande. Ihr Gebiet ist ein Bergland. Sie bildet ein Parallelthal zum Rheinthal, und in dieser Konkurrenz blieb sie hinter dem mächtigen Rivalen an Bedeutung weit zurück. Ueber die Vogesen, ihren Quellthälern folgend, von der Nahe aufwärts zur Saar, von Trier und der untern Mosel her zur Mündung der Saar drang deutsches Blut in diese Thäler, so dass die Saar dem Stamme ihrer Bewohner nach ganz zum deutschen Gebiete gehört. An Centren für Kultur und Verkehr war die Saar bis in die jüngste Zeit arm. Nie gab sie einem grössern Staate das Leben, nie einer grösseren Stadt. Der alte Saargau in der Frankenzeit war die einzige grössere politische Einigung, zu der der Fluss die Veranlassung gab. Selbst an ritterlichen Niederlassungen war das Saargebiet arm, und nur kleinere Grafschaften tauchen im Laufe der Geschichte hier auf. Dieses romantische, gebirgige Thal erweitert sich nirgends zu grösseren Bassins und fruchtbaren Ebenen, in denen menschliche Siedelung weitern Raum gefunden hätte, sondern in eine Menge kleinerer Bassins und Abschnitte ist das Thal zerstückelt. So floss die Saar dahin, ein Kind der Wälder und Berge, und nur eines brachte ihr aus fremder Welt Leben und



St. Johann-Saarbrücken, Viktoriastrasse

Bewegung: alle Seitenströmungen, welche vom Westen zum Rheine streben, durchkreuzen das Saargebiet. Da ist die grosse Strasse, welche von Bingen die Nahe hinauf über Saarlouis nach Metz strebt, da die grosse französische Kaiserstrasse von Mainz über Saarbrücken nach Paris, da sind die mit dieser Strasse kombinierten Eisenbahnlinien von der Neckarmündung her durch die Pfalz über Saarbrücken nach Frankreich, sowie die grossen strassburgischen und elsässischen Bahnlinien über die Vogesenpässe bei Zabern nach Nancy und Toul. Aber keine alte Strasse folgte dem Thal der Länge nach, wie heute die Bahn von Saarburg bis Conz. Ueber die Saar führten die alten Strassen alle, und so erhielt dieser Fluss eine ganze Anzahl guter Brücken. Die Blies, bei Saargemünden zur Saar strebend, teilt das Saargebiet in eine südliche und nördliche Hälfte. Von hier ab war der Fluss schiffbar. Von hier ab teilte sich auch die geschichtliche und politische Entwicklung der Saarbewohner. Bis heute ist das obere Saargebiet ein Land friedlicher Genügsamkeit und ursprünglicher Landschaft, während von Saargemünd abwärts bis über Saarlouis hinaus die neue Zeit einen kolossalen Wandel schuf. Die untere Saar folgte im grossen der Entwicklung und den Schicksalen von Trier, die obere Saar gehörte zu Deutsch-Lothringen. Von ihr trennte sich der Bliesgau ab. Nach der Auflösung der Gaue entwickelte sich an der oberen Saar die Grafschaft Saarwerden, die mittlere Saar fand ihren politischen Mittelpunkt in der Grafschaft Saarbrücken, während der Bliesgau den Grund abgab zu dem späteren Herzogtum Zweibrücken. Und so verläuft noch heute in der Nähe der Bliesmündung die Grenzlinie zwischen den politischen Gebieten von Preussen, dem Reichslande Elsass-Lothringen und der bayrischen Rheinpfalz. Im Kleinen sehen wir jedoch auch hier, dass Ströme selten als politische Grenzlinien aufgefasst werden. Bayern reicht hier ebenso noch ein Stück auf das rechte Bliesufer hinüber, wie Preussen auf das linke Saarufer hinübergreift, wie ferner die Nahe, obgleich sie der bayrisch-preussischen Grenze parallel läuft, nicht als Grenzfluss aufgefasst ist, sondern fast ganz in preussischem Gebiete liegt, und Bayern nur mit den Mündungsgebieten der beiden stärksten Zuflüsse zur Nahe, mit Glan



Saarbrücken-St. Johann, Ludwigskirche

und Alsenz, dicht an die Nahe selbst herantritt. In ihrem untern Laufe bildet die Nahe dann allerdings die Grenze zwischen Preussen und Hessen.

Ganz anders aber gestaltete sich die Entwicklung des Saargebietes, seitdem die Industrie in Deutschland sich zu heben begann, was so ziemlich mit dem Anfang des Jahrhunderts zusammenfällt. Konnte doch noch im Jahre 1851 Kohl sagen: «Die Städte im Saargebiete sind alle nicht bedeutend. Keine steigt über 10,000 Einwohner hinaus. Am nächsten kommen dieser Grösse Saarbrücken und Zweibrücken.» Blickt man aber heute von einer der Saarbrücken umkränzenden Höhen, so etwa von dem mit hochragendem Denkmal an die Spicherer Schlacht gekrönten Winterberge aus auf das Stadtbild hinab, so wird man eines andern belehrt. Ein Wald von Schornsteinen dehnt sich thalabwärts aus. Es sind die Werke von Mahlstatt-Burbach, und saaraufwärts erblickt man die Werke der Halberger Hütte, während das Bild der beiden Städte Saarbrücken und St. Johann selbst ein schönes und liebliches ist. Die durch drei Brücken (alte Brücke, neue Brücke, Eisenbahnbrücke)

und eine Fähre mit einander verbundenen Städte Saarbrücken und St. Johann übersteigen jede für sich heute die von Kohl bezeichnete Einwohnerzahl fast um das Doppelte, so dass nahezu 40,000 Einwohner in der Gesamtstadt Herberge fanden. Dazu kommt die Einwohnerschaft von Mahlstatt-Burbach mit nahe an 25,000 Menschen, Zahlen, die uns andeuten, was hier im Werke ist. Noch eines ganz merkwürdigen Umstandes sei hier gedacht, der die Saar zu einem ganz einzig dastehenden deutschen Fluss macht. Saarab und -auf sind fast alle bedeutenden Plätze nach dem Flusse selbst getauft. Schon in ihrem Namen zeigen sie ihren Ursprung an, sie betonen die geographische und kulturelle Bedeutung, welche der Fluss für sie hatte. Schon Kohl machte auf diesen Umstand aufmerksam und setzte hinzu: «Es giebt keinen zweiten Fluss in Deutschland, an dem etwas Gleiches statthätte.» So giebt die benachbarte Mosel z. B. auch nicht einer einzigen ihrer Stadttöchter den Namen. Das Gegenteil an der Saar zeigt eine isolierte, von fremden Einflüssen wenig berührte, natürliche Entwicklung dieser Städte in ihrer Ursprungszeit an. Für Trier und seinen Staat war die Saar selbstverständlich von ebenso hoher Bedeutung, als sie für eine weitere politische Entwicklung von geringer Bedeutung erschien.

Kommen nun auf die Quadratmeile im deutschen Reich ca. 5000 Bewohner (in Preussen ist der Durchschnitt noch um einige Hundert geringer), so zählt der Kreis Saarbrücken auf der Quadratmeile heute über 15,000 Menschen, während im ganzen industriellen Saargebiet etwa 10,000 Menschen auf der Quadratmeile wohnen. Und diesen mächtigen Bevölkerungszuwachs, seine ebenso hochgestiegene Bedeutung in industrieller Beziehung verdankt dieses Gebiet allein dem Reichtum des Bodens: der unscheinbaren Kohle und dem Eisen. Durch die Kanalisierung der Saar und die Anlagen des Saarkanals, welcher die Saar mit dem Rhein-Marnekanal verbindet, erhielt die Saar eine direkte Wasserstrasse nach dem Elsass und der Schweiz sowohl, wie durch ganz Frankreich hindurch bis zum Mittelmeer, zum atlantischen Ocean und zur Nordsee. Verbinden diese Wasserstrassen das Saargebiet weit mehr mit Frankreich, als mit Deutschland, so drangen die seit dem



Schlachten-Denkmäler bei Saarbrücken

Ende der vierziger Jahre eröffneten Bahnlinien zu dem Ufer der Saar vor und erschlossen das Gebiet für die seitdem so grossartig entwickelte Industrie auch nach der deutschen Seite. Alle grösseren industriellen Werke schlossen sich mit eigenen Bahnen an die durchgehenden Bahnen an und so ist denn hier ein industrielles Centrum erwachsen, welches weit weniger aus eigentlichen grossen Städten, als durch den Zusammenschluss grosser industrieller Ortschaften gebildet wird. Ob aus diesen Keimen eine einzige grosse Stadt emporwachsen wird, ist noch die Frage.

Was nun Saarbrücken an sehenswerten älteren Bauten besitzt, stammt noch aus der Zeit der Fürsten von Nassau-Saarbrücken, welche mit der Revolution ihr Fürstenschloss aufgaben (1793) und nachher den Weg zurück verlegt fanden. Was ferner Saarbrücken ausser seiner kolossalen industriellen Umgebung, zu deren voller Erkenntnis es eines eingehenden Studiums bedürfte, seinen neuzeitlichen Reiz gibt, sind die Erinnerungen an den Krieg von 1870. Saarbrücken, als einzige deutsche Stadt, sah die feindliche Armee und war ihrem ersten Angriffe (19. Juli bis 6. August) ausgesetzt. Von hier aus betrat ein Teil der deutschen Armee den siegumrauschten Weg nach Frankreich hinein. Am 4. August hatte der Kronprinz schon bei Weissenburg geschlagen und darauf die Grenze überschritten. Diese Nachricht veranlasste Frossard, den Angriff nicht in Saarbrücken, das er am 3. August besetzt hatte, abzuwarten, sondern er wählte die südlich der Stadt liegenden Höhen von Spichern, wo er sich mit seinen 30,000 Mann stark verschanzte. Der deutsche General von Kameke, Kommandeur der XIV. Infanterie-Division (Westfalen) von der ersten Armee (Steinmetz) erhielt am 6. August morgens bei Guichenbach (nördlich von Saarbrücken) die Nachricht, dass der Feind die Stadt geräumt habe. Der Giffertwald, die Spicherer Höhen und der gegen Saarbrücken vorliegende rote Berg waren von den Franzosen besetzt. Stiringen-Wendel bildete den Stützpunkt des linken Flügels der Franzosen. Um 11½ Uhr war Kameke mit seiner Division zur Stelle und begann den Angriff. Die V. Division (Brandenburger) eilte bald zur Unterstützung herbei. Die XVI. Division rückte gegen Forbach, südwestlich von Stiringen-Wendel, vor. Die Spitze der XIII. Di-

vision setzte sich an den linken Flügel der XIV., die XXVII. Brigade, Regiment 74 und 39 unter General von François erstieg den Giffertwald. Zwei Bataillone 74er unter François dringen über die Ebene gegen den roten Berg vor. Der General fällt. Die 74er müssen zurück, da eilen die 46er (Rheinländer) herbei. Die Geschütze der V. Division gelangen nach mühevoller Anstrengung endlich in Stellung. Die vom 48. und 12. Regiment helfen nach, vom linken Flügel her stürmen sie gegen den Pfaffenwald. Und noch zwei Kompagnien der Leibgrenadiere (8. Regiment) müssen vor. Da wird die böse Ecke zwischen Giffertwald und rotem Berg von den Franzosen aufgegeben. Acht Geschütze fahren auf dem roten Berg auf. Schon war die goldene Brenne weiter westlich von den 74ern und 77ern erstürmt. Da fällt auch der Forbacher Berg den Bataillonen der V. Division zu. Die 52er erstürmen Stieringen abends 9 Uhr und das Corps Frossard tritt den Rückzug an. Am gleichen Tage (6. August) hatten die Deutschen unter Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Wörth geschlagen. Diese beiden Siege verwandelten die französische Offensive augenblicklich in trauernde Defensive. Und heute?

Geht man heute von Saarbrücken die Metzer Landstrasse hinaus am Exerzierplatz vorüber, so gelangt man rechts zum «Ehrenthal». Dort ruhen die Armen von 1870 unter schönen Denkmälern in leise



Idar



AUS OBERSTEIN AN DER NAHE

rauschendem Hain. Und weiter hinaus am roten Berge die Gräber der 74er, auf der Höhe das Denkmal dieser Tapfern, das uns die Namen von 200 Gefallenen nennt; dann drüben rechts das Denkmal der 39er und das hohe Denkmal der 40er; überall Gräber und Steine und weisse Kreuze: das ist eine Landschaft, deren Anblick nicht erfreut und nicht erhebt, sondern still und stumm macht und zu tiefem Sinnen zwingt. Und wie eine Erlösung zum Leben und zu friedlicher Lebensfreude kommt es über uns, wenden wir uns zurück zur Stadt und erblicken wir dort die Werke des Friedens und der menschenbildenden Arbeit an allen Enden. Vom Pfaffenwalde suchen wir uns den Weg hinab ins Thal nach dem Dorfe St. Arnual, dessen frühgotische Stiftskirche uns von einer Zeit erzählt, da noch die Chorherren hier ihr Stift bewohnten. Jenseits des Flusses liegt Brebach und am Halberge das Schloss des Freiherrn von Stumm. Ueber St. Johann her aber grüsst der Stadtwald zu uns herein, ein Stück jener unvergleichlichen Zierde, welche das ganze Saargebiet in seinen grossen Eichen- und Buchenforsten besitzt. Da gibt es reichliche Gelegenheit zu weiten und schönen Spaziergängen,

so dass sich das Auge wohl zu erholen vermag von der emsigen Geschäftigkeit, mit der es diese gewerbereiche Doppelstadt und ihr arbeitsfrohes Leben betrachtete.

Von dem weit angelegten Bahnhofsgebäude in St. Johann aus nehmen wir nun die Bahn, welche uns durch das malerische Sulzbachthal nach dem durch seine grossartigen Gruben und den «brennenden Berg» bekannten Dudweiler führt. Unterirdisch brannte hier ein Kohlenflötz mehr als 100 Jahre lang. Aber interessanter als dieses unterirdische Feuer sind am Abend die oberirdischen, die in langer Reihe mit gespenstigem Schein das Thal durchflackern. Sie rühren von den vielen Kokesöfen her. Dudweiler beschäftigt allein nahezu 3000 Bergarbeiter und zählt im ganzen 14,000 Einwohner. Aus den zwischen Dudweiler und dem bayerischen Sulzbach gelegenen Skalley-Schächten (231 m Tiefe) werden durch die Dampfférdermaschine in der Minute 60 Zentner Kohlen geliefert; die Grube Camphausen liegt noch 250 m tiefer. Diese Zahlen mögen nur eine ganz kleine Vorstellung von der Arbeit, ihrer Art und ihrer Bedeutung geben, die hier geleistet wird. — Interessant sind weiter an der Bahnstrecke die durch die Bergdurchschnitte offengelegten Versteinerungen von Stämmen und Pflanzen zwischen den Schiefer- und Tonschichten. Weiter folgt Station Friedrichsthal, dann jenseits des Tunnels Neunkirchen, ein Flecken mit nahezu 23,000 Einwohnern, in dessen Nähe die Blies von Norden kommend durch das produktive Steinkohlengebirge hindurchbricht zu den Muschelkalk- und Buntsandsteinformationen der bayerischen Pfalz. Schon die Zahl der Einwohner verrät uns, dass wir in Neunkirchen immer noch auf dem Boden der grossen Industrie weilen. Neben andern Gruben und industriellen Betrieben besitzt hier Freiherr von Stumm ein bedeutendes Eisenwerk. — Durch den Wiebelskirchener Tunnel erreichen wir im Bliesthal die Kreisstadt Ottweiler und weiter nördlich das alte Städtchen St. Wendel, das nicht nur durch sein St. Wendelinsfest im Oktober für eine nähere Umgebung Bedeutung hat, sondern auch durch die neuzeitlichen «Muttergotteserscheinungen» in dem weiter westlich gelegenen Marpingen einem weitern Kreise bekannt wurde. Eine schöne gotische Hallenkirche aus

dem XIV. Jahrhundert ziert den hübsch im Bliesthal gelegenen Ort. Uebrigens kreuzt die Strasse nach Marpingen die alte Römerstrasse, welche, von Norden nach Süden in der Richtung auf Neunkirchen führend, hier noch wohl erhalten ist. — Eine Vorstellung von dem Reichtum der höchst interessanten Lagerungsverhältnisse der verschiedensten Gesteinsarten ist bei dem nun folgenden Eisenbahndurchschnitt zwischen St. Wendel und Türkismühle zu gewinnen. Bei Station Wallhausen erreicht die Bahn den Höhepunkt. Eine schöne Aussicht zurück in den Bliesgau erfreut uns noch einmal, und dann wenden wir unsre Aufmerksamkeit jenen geologischen Merkwürdigkeiten im engen Bergeinschnitt an der Türkismühle zu. Es ist auch der Punkt, wo die Bahn in das Thal der Nahe eintritt, deren Quelle südwestlich bei Selbach von hier in zwei Stunden zu erreichen ist. Von den Hängen des Hochwaldes kommend, vereinigt sich der Söterbach hier mit der Nahe, die nun von Nohfelden abwärts als rauschendes Flüsschen sich durch die Bergmassen zwängt. Die Bahn selbst in diesem romantisch wilden Flussthal ist der Beachtung wohl wert, da sie auf der 120 Kilometer langen Strecke von Neunkirchen bis Bingerbrück 15 Tunnels und 14 grosse Brücken bedurfte, um zu einer anständigen Existenz zu gelangen.

Ehe wir jedoch dem Flusse selbst in raschem Fluge bis zur Mündung folgen, werfen wir einen orientierenden Blick über das ganze Thal. Wie die umschliessenden Gebirge Hardts, Hunsrück, Eifel, so läuft mit dem Moselthal auch das Nahethal parallel aus Südost nach Nordost. Einstmals, bevor die Wasser den Weg zum Rheine fanden, mag das Nahetahl einen See gebildet haben, der seine tiefste Stelle in der Gegend von Kreuznach hatte. Die obere Nahe bildet sich aus den südöstlichen Abflüssen des Hochwaldes, Idarwaldes und Hunsrücks. Am Fusse des Idarwaldes fliesst sie ungefähr sechs Meilen dahin bis in die Gegend von Kirn. Hier mündet einer der bedeutendsten Zuflüsse, die vom Hunsrück herabkommende Simmer und wendet den nordöstlichen Lauf der Nahe nach Osten, eine Richtung, welche der Fluss im ganzen fünf Meilen weit bis Kreuznach beibehält. Ungefähr auf halbem Wege zwischen Kirn und Kreuznach, wo auf lieblicher Höhe die Trümmer des einst stattlichen



Kirn

Klosters Disibodenberg im Waldesgrün träumen, nimmt die Nahe die Gewässer des Glanflüsschens auf, von der sie im oberen Thal durch die zwischenliegende Melaphyrinsel geschieden war. Den Weg scharf gegen Norden aber erhält die Nahe erst durch die Einmündung der gleichfalls an der Haardt entspringenden Alsenz, welche direkt von Süden, dem Glan und der Lauter parallel fliessend, die Nahe in den schroff nach Norden abbiegenden untern Teil ihres Thales treibt. Vier Meilen, bis Bingen, hält die Nahe diesen Lauf ein und mündet hier mitten in dem Zusammenstoss der äussersten Ausläufer des Taunus, Hunsrück und der Haardt in den Rhein.

In früherer Zeit gab es im Nahethal eine Menge kleiner Fürsten und Staatsgebiete. Bald setzten die Erzbischöfe von Trier, bald die von Mainz, bald die pfälzischen Fürsten sich in kleinen Gebieten dieses Thales fest, während ein grosser Teil desselben nachher von der Saar her zu dem französischen Saardepartement geschlagen wurde. Mehr zum Rhein als zur Mosel geöffnet, erhielt das Nahethal Bevölkerung und Herrschaft auch mehr vom Rhein her. Fränkisch-alemannische Mischung weist der Volksstamm in Sitte und Sprache auf. Der pfälzische Dialekt herrscht

im Nahethal, und nur das vom Norden her durchbrochene Thal der Simmer macht da eine Ausnahme. Von Mainz und Bingen, von Worms und Speier her drangen die alten Heerstrassen ins Thal, welches demzufolge auch stets mehr diesen Rheinstädten, als den Moselstädten Trier und Koblenz auf dem Gebiete des Handels und Verkehrs zufiel. An die Stelle der alten Gauverfassung, unter der der Nahegau ein eigenes Gebiet umschloss, traten später die Wild- und Raugrafen (Rheingrafen.) Mit der Zersplitterung des Raugrafengeschlechts in eine Menge Linien zerfiel auch die Einheit des Nahegaus. Neben einer Menge kleinerer Dynasten besetzten die Kyrburger die Gegend um Kirn, die Grumbacher dehnten sich am Glan aus, die Dhauner Grafen am untern Lauf der Simmer, an deren obern Lauf sich seit 1410 das Fürstentum Simmern erhob. Wie an der Simmer das Fürstentum Simmern, so entstand an der Lauter das Fürstentum Lautern; längs des obern Glan entstand die Grafschaft Veldenz, nach einem kleinen Ort an der Mosel benannt; an der untern Nahe bei Kreuznach residierten die Grafen von Sponheim, deren einer, Eberhard, im Jahre 1050 das später berühmt gewordene Kloster Sponheim gründete. Der Wiener Kongress verteilte das Nahegebiet unter die vier Mächte: Preussen, Bayern, Hessen und Oldenburg. Das Gebiet des Glan, der Lauter und Alsenz fiel Bayern zu, Hessen gewann die untere Nahegegend von Kreuznach bis Bingen auf dem rechten Ufer, Oldenburg setzte sich in dem alten Birkenfeldischen Gebiete an der obern Nahe fest, während von Mosel und Saar her, Preussen zum linken Naheufer vordrang. Wie in Sprache und Sitte die alte Art sich verrät, so auch noch in der Genügsamkeit der fleissigen Bewohner die alte Lebensweise. Namentlich im alten Flussgebiet gilt heute noch, was Göthe im Jahre 1814 bei dem Rochusfest in Bingen vernahm:

Morgens rund,
Mittags gestampft,
Abends in Scheiben,
Dabei soll's bleiben,
Es ist gesund!

Von Station Türkismühle erreicht die Bahn die Station Birkenfeld, von wo aus eine Sekundärbahn nordwärts zur Stadt Birkenfeld führt.

Dieses alte Städtchen ist Hauptort des gleichnamigen oldenburgischen Fürstentums. Auch hier herrschten einst (XIV. Jahrhundert) die Trierer Erzbischöfe, und Balduin erbaute die Burg, welche dann zu Ende des XVI. Jahrhunderts mit Karl I., Pfalzgrafen von Birkenfeld zur Stammburg des heutigen wittelsbachischen Königsgeschlechtes werden sollte. Dieses weite Berg- und Waldgebiet ist heute noch nicht recht erschlossen, aber das alte, schon den Römern bekannte, einst viel besuchte Bad Sauerborn nördlich bei Hambach, das Forsthaus Hüttgeswasen noch weiter nördlich auf den Höhen des Hochwalds gelegen, sind heute wieder zu festen Punkten für den Fremdenbesuch geworden. — Durch zwei Tunnels windet sich die Bahn um den schroff abfallenden Mühlenberg (links) herum, vor dem die malerische Mäusenmühle liegt, zur Station Heimbach. Im engen Thal folgen weitere drei Tunnels bis Station Kronweiler, hinter der die Bahn durch den grossen Frauenburg Tunnel durchbricht. Der Frauenberg trägt den Namen von der Ruine der Frauenburg rechts in reizendem Thal. Immer enger schieben sich die Felsen zusammen und zwischen den Bergen (rechts Klausfels und Hommerichskopf) windet sich die Bahn durch die Tunnels von Engweiler und Hommerich nach Oberstein durch.



Kyrburg



STEIN-KALLENFELS

Die wilde Romantik des oberen Nahethals erreicht hier ihren Glanz- und Höhepunkt. Gleich vom Bahnhof aus überrascht uns der Blick auf das alte, freundliche Oberstein im engen Thal. Ueber dem Städtchen erhebt sich die steile Felswand, in deren Mitte aus weiter Höhle die evangelische Kirche herabgrüsst. Auch an diesen wunderlichen Bau knüpft sich die Sage. Eine Quelle sprudelt in der Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt dem Ende des XV. Jahrhunderts entstammt. Nicht wie am Rhein kämpfen hier zwei feindliche Brüder um die von beiden geliebte Braut, sondern der eine, Wyrich, stürzte den andern, Emich, von der Höhe des Felsens herab. Die Braut ward keinem, da der Brudermörder von den Manen des Ermordeten umhergetrieben wurde, bis er in gottgefälligem Werke Ruhe und Erlösung fand. Mit eigener Hand schlug er die Höhle zur Kirche in den Felsen. Der Charakter der Sage weist in eine frühere Zeit als des XV. Jahrhunderts zurück. Oben auf der Höhe des Felsens aber, an dem die Kirche ihren merkwürdigen Standort fand, steht noch ein Stück des alten Turms und wenige Reste verfallenen Gemäuers zeigen die Lage der alten Burg Oberstein an, während die neue Burg, heute gleichfalls Ruine, auf einer zweiten Felskuppe liegt, die von der ersten durch eine Einsattelung getrennt wird.

Das rechte Naheufer nahm die katholische Kirche auf, sowie die jüngeren Gebäude des Städtchens. Bei Oberstein mündet der Idarbach in die Nahe. Das wundervolle Thal ist des Besuches im höchsten Grade wert. Mühle an Mühle reiht sich hier und die meisten von ihnen dienen jener Industrie, welche dem Städtchen Oberstein in weiter Welt einen geachteten Namen verschaffte: die Achat- und Bijouterie-Industrie. Dieselbe besteht schon seit Jahrhunderten, aber die eigentlich industrielle Entwicklung setzte erst in unserem Jahrhundert ein. Chemische Behandlung gibt den Steinen glänzendere Farben; man fasst sie in Gold, Silber, Nikel und Tombak. Die Gravierkunst nahm seit den siebenziger Jahren hier einen hohen Aufschwung, während die Ausbeutung der heimischen Melaphyr- und Grauwackengebirge auf Halbedelsteine nicht mehr Schritt zu halten vermochte mit der industriellen Verbreitung derselben, so dass man auf Einfuhr fremder Steine denken musste. Seit 1827 nahm diese Einfuhr aus Brasilien einen grossen Umfang an, und so blüht die Steinindustrie in Oberstein und Idar heute mehr denn je. Unter der Bezeichnung Achat werden gewöhnlich folgende Gattungen der Halbedelsteine verstanden: der eigentliche Achat, Chalcedon, Karneol, Onyx, Jaspis, Heliotrop (Blutjaspis), versteinerte Hölzer, Korallachat u. a. Ausser den Achaten aber werden weiter verarbeitet: Bergkristall, Amethyst, Rauch- und Goldtopas, Malachit, Lapis Lazuli, Hämalit, Obsidian, Labrador, Aventurin und die Modesteine Tigerauge, Katzenauge und Opalin. (Schneegans: das Nahethal.) In der Ausstellung von Achatwaren in der Gewerbehalle zu Idar findet man die reichste Zusammenstellung vom rohen Stein bis hinauf zum feinsten Kunstwerk. — Idar selbst liegt nun auch auf dem Wege zur Wildenburg, wo der Idarbach die Felsen durchbrach und zwischen mächtigen Steintrümmern seinen wilden Pfad suchte. Ueber Hettstein und Obertiefenbach gelangen wir zum «Katzenbach», von hier hinauf zur waldigen Höhe, auf der einst die Burg der Wildgrafen von Kyrburg stand. Dort oben schauen wir hinaus in eine unvergleichliche Waldherrlichkeit. Und nur mit Zögern wenden wir uns zur Nahe zurück, um über Station Fischbach mit dem reizenden Seitenthal des Fischbaches nach Kirn zu gelangen. — Vom



KELLENBACHTHAL

Hahnenbach durchflossen, liegt das gewerbefleissige Städtchen am Eingang in das mittlere Nahethal. In Oberstein hatten wir deutlich die Empfindung, dass trotz der Romantik der Lage, die neue Zeit ihren Einzug hielt. In Kirn aber möchte die Vergangenheit durch die Fülle der Romantik in der Umgebung des Städtchens die Gegenwart niederhalten. Kirn ist keltischen Ursprungs. Bis zur französichen Revolution war das Städtchen Residenz der Fürsten von Salm-Kyrburg, deren letzter Spross im Jahre 1794 zu Paris guillotiniert wurde. Auf mässiger Höhe liegt die alte Kyrburg. Sie reicht mit ihren Anfängen noch ins IX. Jahrhundert zurück und zählte die alten Gaugrafen des Nahethals, die Wildgrafen und Rheingrafen zu ihren frühern Besitzern. In kurzem Umkreis von hier drängen sich nun die romantischen Trümmer. Wandern wir das Hahnenbachthal hinauf, so gelangen wir bald zu den Ruinen der Burgen Stein-Kallenfels, die noch dem berüchtigten Räuberhauptmann Schinderhannes als Zufluchtsort dienten. Eine kurze Strecke weiter erreichen wir die Ruine Wartenstein und noch weiter hinauf die Schmid-

burg. Wandern wir von Kirn nordöstlich an den alten Grabhügeln und weiter am Karlshofe vorüber, so ersteigen wir eine Höhe, von der eine entzückende Aussicht den Wanderer lohnt: links der Soonwald mit der Ruine Koppenstein, noch weiter links der Teufelsfels auf dem Lützelsoon und rechts die Höhe Altenburg; im Vordergrunde die Schluchten der Simmer, welche hier, von der Höhe des Hunsrück kommend, das Waldgebirge durchbricht, und im Vorschreiten zeigen sich bald die mächtigen Ruinen des Schlosses Dhaun. Schon im IX. Jahrhundert wird Dhaun erwähnt. Die Burg war einst im Besitze der Wildgrafen von Dhaun. Die Sage vom Affen zu Dhaun, dessen Bild im innern Hofe zu erschauen ist, wie er einem Kinde einen Apfel reicht, hat Simrock besungen. Der Affe soll das Kind aus dem Schlosse gestohlen und wie eine Wärterin gehütet haben. So fand man den Kleinen wieder, wie der Affe dem Kinde gerade einen Apfel bot. Die Sage ist anmutig, aber wer die Gewölbe des Schlosses gesehen, schaudert zurück von der hier offenbar werdenden Roheit jener Zeiten. Da wird noch die Folterkammer und eine eiserne Madonna gezeigt, welche derjenigen auf der Burg zu Nürnberg an «Schönheit» nicht nachsteht. Hatte dieses eiserne



SCHLOSS DHAUN



SCHLOSS DHAUN, PROMETHEUS

Ungetüm den Unglücklichen erdrückt, so fiel sein Leichnam durch eine Oeffnung in das tiefere Gewölbe hinab. Dr. Warendorf, der frühere Besitzer, schaffte aus diesem Gewölbe eine ganze Wagenladung von Gebeinen herauf und Schneegans, der uns «die Geschichte des Nahethals» erzählt hat, bemerkt mit Recht: «Wer an Schwärmerei für die Zustände des Mittelalters leidet, kann hier Heilung finden.» Hinauf und hinaus aus dieser schaurigen Umgebung zur Terrasse vor dem Schlosse, wo uns der Blick in die herrliche Natur von allem Gruseln befreit: das wilde Thal der Simmer mit der Haumühle vor uns, die Ruinen von Brunkenstein und Rodenburg, das Nahethal hinab mit dem Lehmberg und Donnersberg am Horizont und gen Norden der Soonrücken mit dem Koppenstein: es ist ein herrlicher Fleck Erde, so recht geschaffen,

den Wanderer zu fesseln und zu stillem Umblick in Zeit und Geschichte und zu starkem, prächtigem Geniessen der ewig schönen Gegenwart der Natur selbst zu leiten. — Ueber den Johannisberg mit seiner alten Kirche wandern wir dem von jenseits des Flusses steil abfallenden Hellberg zu und nehmen den Weg über Hochstädten nach Station Martinsstein. Von hier führt uns die Bahn im schönen Thale abwärts an Merxheim (rechts) vorüber nach Monzingen, und siehe da, schon wächst hier wieder ein bekannter Wein. Bald erreichen wir an Meddersheim (rechts) vorüber das mit alter Mauer umgebene Städtchen Sobernheim, das namentlich einiger interessanten Gebäude wegen (Priorhof, Renaissancehaus mit Sprüchen aus Freidank, Malteser-Komturei — jetzt Progymnasium) des Besuches wert ist. Nach kurzer Fahrt folgt Station Staudernheim, welche durch die «Landgrafenbrücke» mit dem gleichnamigen Dorfe verbunden ist. Auf der Höhe hinter dem Dorfe liegen die Ruinen des Klosters Disibodenberg, von dessen grossartiger Klosterkirche nur wenige Reste erhalten sind. Aber lieblich ist von hier der Ausblick in das fruchtbare, nun immer mehr zum Weinlande werdende Thal. Zu unsern Füssen vereinigen sich die Wellen des Glan mit der



Disibodenberg



Offenbach am Glan

Nahe. Das schöne Glanthal öffnet sich uns gegen Süden. Vor uns liegt dort das alte Odernheim und der Blick dringt in die Richtung hinaus, wo in reizender Lage gar manches friedliche Plätzchen zu besuchen wäre, so Meisenheim mit prächtiger Schlosskirche aus dem XV. Jahrhundert, Lauterecken am Zusammenfluss der Lauter mit dem Glan, Grumbach und Offenbach mit seiner schönen ehemaligen Klosterkirche. Aber schon pustet von Odernheim der Zug daher und führt uns durch den Booser Tunnel und den weinreichen Thalkessel von Boos nach Waldböckelheim. Das gleichnamige Dörfchen selbst liegt von der Bahn eine halbe Stunde entfernt. Die Trümmer des Schlosses Böckelheim liegen droben auf dem kahlen Heimberg, der schroff zur Nahe abfällt und dieser mit dem gegenüberliegenden Gangelsberg einen Engpass bereitet. Auf Burg Böckelheim, in deren Ruinen heute das Dörfchen Schlossböckelheim fast hineingebaut ist, sass einst Kaiser Heinrich IV. als Gefangener seines Sohnes, und Hildegard, des Burgvogts Hildeberts Töchterlein, lebte damals als Kind auf dem Schloss. Das Dörfchen



Aus Waldböckelheim

Thalböckelheim liegt am nördlichen Hange des Heimberges und wir steigen zum Thälerbach hinunter, um Waldböckelheim einen Besuch abzustatten. Die Umgebung des Dorfes ist interessant durch den Welschberg, in dessen Meersandlagern eine Unmasse von Versteinerungen gefunden werden (Meeresconchylien, Haifischzähne, Reste eines Meersäugetieres etc.), sowie durch die Nähe der alten Abtei und Burg Sponheim, wo einst Trithemius als 21 jähriger Abt eintrat und eine Art «gelehrter Akademie» errichtete, die den Benediktinern von Sponheim weithin einen guten Ruf verschaffte. Wandern wir von Waldböckelheim zur Nahe zurück, so lockt jenseits bei dem Dorfe Oberhausen der Lemberg, der König der Naheberge, zur Höhe. Eine prächtige Aussicht über den Thalkessel von Münster am Stein hinaus zum Taunus und weiter rechts zum Odenwald, im Süden zum Donnersberg und im Südwesten in das tiefe Thal des Reuterbaches zu den Ruinen des Schlosses Montfort, dann weiter nach der obern Nahe, dem Idar und Soonwald, eröffnet sich uns hier. Und wie lockt es hinein in die bayerische Pfalz, das Thal der Alsenz hinauf, nach Obermoschel und Moschellandsberg, nach Alten-Bamberg mit der Alten-Baumburg, denn schon stehen wir an der Peripherie jenes engeren Bezirkes, der von den



Alten-Baumburg



Ebernburg bei Münster am Stein

Badeorten Münster am Stein und Kreuznach in kurzen Märschen durchmessen werden kann. Ein reicher Erdenwinkel, reich an Schönheiten der Natur, wie an versteckten Resten einer ältern Kultur! Und so fahren wir denn über Niederhausen (links) an Norheim mit seinen lachenden Weinbergen vorbei durch den Norheimer Tunnel, an dem mächtigen Rotenfels links, an der Ebernburg rechts entlang nach Münster am Stein.

Münster am Stein ist eine Schöpfung der neuesten Zeit. Wohl schuf die Natur diesen reizenden Erdenfleck schon ein bischen früher, aber die Menschen kommen nicht immer gleich dahinter. Die Vorbedingungen zum Pulver lagen auch in der Natur und richtig hat denn auch einmal einer das Pulver erfunden. Wurde nun auch Münster am Stein schon in früheren Jahrhunderten zu Gesundheitszwecken besucht, der eigentliche grosse Aufschwung kam doch erst mit der Eisenbahn. Im vorigen Jahrhundert nützten zwei Frankfurter Ratsherren die Münsterer Salzquellen aus. Seitdem aber die Nahebahn hier durchzog und die



Kreuznach, Brückenhäuser

pfälzische Bahn, das Alsenzthal herabkommend, hier einmündete, seitdem Münster ein «Knotenpunkt des Weltverkehrs» wurde, bekam die Sache ein anderes Gesicht. «Der mächtige Aufschwung, den Münster am Stein als Badeort in den letzten Jahren genommen, dürfte wohl lediglich seinen Grund darin finden, dass ausser den Faktoren, welche hier den Leidenden durch die Heilkraft der Quellen und Bäder geboten werden, die gegen rauhe Temperaturstörungen geschützte Lage den Reiz des Aufenthaltes erhöht,» sagt Sanitätsrat Dr. Welsch in einer reizend ausgestatteten Schrift über das Bad. Die aus der gradierten Soole bereitete Mutterlauge, welche in Münster am Stein und in den benachbarten grossherzoglich hessischen Salinen produziert wird, bildet die sogenannte «Kreuznacher Mutterlauge». Die Soole selbst wird durch Röhren jedem Hause zugeführt, so dass dem Badegaste ermöglicht ist, in seiner Wohnung selbst die Soole zu verwenden. Der prächtige Kurpark, dem Rheingrafenstein direkt gegenüber an der Nahe gelegen, «gleicht», wie Dr. Welsch sich ausdrückt, «einem grossen offenen Inhalatorium durch die an seinen Grenzen sich hinziehenden Gradierwerke und bietet durch



Kreuznach, Totalansicht

seine natürliche Lage bei der fortwährenden Zerstäubung der heilwirkenden Soole in den Gradierhäusern, wodurch die Atmosphäre mit reichem Ozongehalt gefüllt wird, ein intensives Heilmittel». Hören wir, dass hier täglich über 10 Centner des Salzes selbst in die Luft verdunstet, so bekommen wir wohl eine Ahnung von der feinen Wirkung eines längeren Aufenthaltes in solcher unvergleichlich günstigen Atmosphäre. Aber auch durch seine landschaftlichen Schönheiten ist Münster ein Glanzpunkt des Nahethals. Was sich auf den rötlichen, mit allerhand Moosen bewachsenen Porphyrfelsen, die ringsum emporsteigen, die Sonne an Beleuchtungseffekten gestattet, das muss man sehen. Beschreiben lässt sich so etwas nicht. Nennen wir nur die allernächstliegenden Ausflugsstätten, den Rheingrafenstein, die Gans, den Rotenfels, die Haardt, die Ebernburg u. s. w., so erkennen wir, welcher Reichtum an unvergleichlichen Schönheiten sich hier auf engstem Raume entfaltet. In die weitere Umgebung teilt sich Münster am Stein mit dem nahe gelegenen Kreuznach, und so wollen wir denn diesem weltberühmten Soolbade zunächst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Kreuznach ist das alte karolingische Cruciniacum (819). Vor den Karolingern und Franken aber waren die Römer Herren der Gegend, und vor ihnen sollen es die Kelten gewesen sein, denn Cruciniacum



Kreuznach, alte Nahebrücke



Kreuznach, Kurhaus

wird gedeutet als «Haus des Kelten Crucinius». Darüber genauere Auskunft zu erlangen, als Franz von Sickingen im Jahre 1507 den Schwarzkünstler Faust in Kreuznach anstellen liess, hat man leider versäumt. Dieser «weitbeschreyte Zauberer», genannt Georgius Sabellicus, der sich selbst für den Philosophus Philosophorum ausgab und dem tapferen Sickingen seinen Bären aufband, hätte dieses Rätsel sicher zu lösen vermocht. Uebelwollende Leute, wie Begardi und Trithemius, nennen den Faust zwar einen Schwindler und sagen ihm nach, er habe viele Leute um ihr Geld betrogen. «Aber was soll man dazu thun, hin ist hin», tröstet sich der eine, und so müssen auch wir uns trösten, dass die Gelegenheit, den Kelten Crucinius, der hier sein Heim hatte, heraufbeschworen zu sehen und ihn seine jedenfalls sehr interessanten Lebensschicksale erzählen zu hören, ein- für allemal verpasst ist. Hin ist hin! Nun, Kreuznach, die ehemals kurpfälzische und heutige preussische Kreis-

stadt, besteht und blüht deshalb doch, ob nun der keltische Crucinius ihr Pate ist oder irgend sonst ein Kreuz ihr den Namen gab. Die Nahe teilt die Stadt in zwei, eigentlich drei Teile, denn zwischen den beiden Stadtteilen liegt die Bade-Insel mit dem Kurhaus, dem Theater, der prächtigen Wandelbahn, dem Inhalatorium, der Paulus- und englischen Kirche, der Elisabeth- und Viktoriaquelle. Die Oranienquelle dagegen liegt weiter aufwärts auf dem rechten Ufer im Oranienhof. Auf dem rechten Ufer dehnt sich die alte Stadt, auf dem linken die neue aus. Am Fusse des Schlossberges, den Ellerbach hinauf, wächst diese, während die alte Stadt ein weiteres Thal zu ihrer ungehemmten behaglichen Entwicklung hat. Die grossherzoglichen Salinenwerke Karls- und Theodorshalle, schon im vorigen Jahrhundert angelegt, liefern der Stadt in einem Röhrennetze die Soole. Beide Werke liegen mit ihren grossen Gradierhäusern auf dem Wege nach Münster am Stein. Dass die Kuranstalten in Kreuznach selbst nach keiner Seite die besten modernen Errungenschaften vermissen lassen, ist selbstverständlich. Aber auch darüber hinaus bietet die Stadt in der Sammlung des antiquarisch-historischen Vereins (namentlich römische Altertümer) und in dem Künstleratelier der Bildhauerfamilie Cauer sehr sehenswerte Dinge. Diese Künstlerfamilie hat Kreuznach mit schönen Denkmälern (Friedhof) ausgestattet, von ihr stammt auch das würdige Marmordenkmal des Sanitätsrates Dr. Prieger bei der Paulskirche, wie das Hutten-Sickingen-Denkmal auf der Ebernburg. Vom Fusse des Schloss- oder Kauzenberges, der einen Ausläufer der Haardt bildet, führt ein schattiger Weg zu den Lohrer Mühlen im Ellerbachthal, ein anderer steigt aufwärts zur Hochfläche der Haardt und weiter zum Rotenfels, während der Weg nach Hüffelsheim uns an einem unter Schutzdach liegenden altrömischen Mosaikboden vorüberführt, der im Jahre 1893 hier aufgedeckt wurde. Eine prachtvolle Aussicht lohnt uns vom Rotenfels aus, und wie die Waldhänge der Haardt, so sind die des Rotenfels von schönen Waldwegen durchzogen. Auf dem rechten Ufer sind die schattigen Promenaden zu den Salinen und weiter nach Münster am Stein der Sammelort der eleganten Welt am Nachmittag. Wir aber wandern von Station



Ebernburg, Denkmal

Bad-Kreuznach — Station Stadt-Kreuznach liegt nördlich vor der Stadt auf dem linken Ufer — zum Felsenkeller hinan, dann weiter zum Kuhberg mit schönster Aussicht auf die Stadt, und von hier zum Rheingrafensteiner Hof und zur Spitze der Gans. Eine herrliche Aussicht bietet uns dieser interessante Porphyrfelsen sowohl hinüber in die Huns-

rückberge, wie hinab in das Thal der Bäderstädte. Dem bald einsetzenden Waldpfad folgend, gelangen wir zum Rheingrafenstein, dieser hochinteressanten Ruine, die sich so kühn auf dem steil abfallenden zackigen Felsen emporreckt, dass das Volk sich ihre Entstehung nicht erklären konnte und den Teufel zum Baumeister machte. Hier kreuzen wir also wieder die alte Auffassung des Volkes von unbegreiflichen Bauwerken. In einer Nacht entstand die Burg. Die erste Seele, welche zum Fenster hinausschaute, war dem Teufel verfallen. Und wieder ist es das Weib, welches den Satan überlistet. Die Gräfin lässt sich einen «Esel» bringen, zieht ihm ein Krägelein an und stülpt ihm das Barett ihres Schlosspaters über die Ohren, worauf sie den Esel den Kopf zum Fenster hinausstrecken lässt. Und richtig, so singt Gustav Pfarrius, der beliebte, in Heddesheim da droben im Güldenbachthal geborene Dichter «des Nahethals in Liedern», der Satan stiess aus der Höhe herab und

> . . . trug ihn fort in seinen Klauen;
> Ein Schrei der Angst entfuhr dem Grauen.
> Doch nun, als Satan wutentbrannt
> Den Vogel am Gesang erkannt,
> Liess er ihn grinsend aus den Krallen
> Hinunter in den Abgrund fallen,
> Und fuhr, geprellt um seinen Lohn,
> In Pech- und Schwefeldampf davon. —
> Seit dieser Zeit im Thal der Nah'
> Ihn keiner mehr leibhaftig sah.

Vom Rheingrafenstein gelangen wir schnell ins Huttenthal an der Alsenz, wo ein schöner Weg zur Ruine Alten-Baumburg geleitet. Ein anderer Pfad aber bringt uns zur Ueberfahrt an der Nahe, und so wandern wir zurück über die Ebernburger Brücke zum bayerischen Dorfe Ebernburg. Bald erreichen wir von hier die Ebernburg. Auf halber Höhe steht das prächtige Denkmal, welches Karl Cauer den «Vorkämpfern deutscher Einheit und Grösse, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen», entwarf, und das von den Söhnen des Bildhauers ausgeführt wurde. Lässt sich auch die Geschichte dieser beiden tapfern Kämpen anders auffassen, als es die Inschrift besagt, so mindert dies nicht den Wert des Kunstwerkes selbst, noch weniger mindert es die



RHEINGRAFENSTEIN

Berechtigung, zwei so hervorragenden Gestalten deutscher Geschichte ein Denkmal zu setzen, denn in dem Kampfe, der damals Deutschland durchwogte, haben die beiden redlich und tapfer ihren Mann gestellt und ihre Stellung behauptet bis zum Untergang. Das aber ist nun einmal so im deutschen Volksgemüt, dass es den willig als einen rechten Helden begrüsst, der sein Alles einsetzte für die Sache, der er sich und sein Leben geweiht. Heute träumt die alte Burg der Sickingen, deren letzter Spross im Jahre 1836 im rauhen Wisperthal (Sauerthal) im Elend starb, da oben von alter kriegerischer Zeit. Aber lauschiges Grün rankt um die alten Mauern, und immer gleich schön ist die Aussicht von da oben ins liebliche Thal. Diesen Eindruck wollen wir uns bewahren, er ist der schönste zum Abschiednehmen, und so lassen wir uns von Kreuznach, dem Geburtsorte des Malers Müller, der seiner Vaterstadt Lob gesungen, hinab zum Rheine tragen, soviel Schönheiten auch noch in der Nähe hier locken. Der Ebernburger, der Kauzen-

berger in Kreuznach, die besten Naheweine neben dem Scharlachberger bei Bingen, erinnern uns daran, wohin Weg und Schicksal uns führen.

Langenlonsheim ist die vorletzte Station vor Bingerbrück. Noch liegt es im Thal der Nahe. In dem hier einfallenden Güldenbachthal führt die neue Zweigbahn hinauf nach den Höhen des Hunsrück, nach Stromberg und Rheinböllen und weiter über Ellern und Argenthal nach Simmern. Gar manche Schönheit wäre da noch auszukosten, doch das Thal wird breiter und weiter; unterhalb der reichen Ortschaft Langenlonsheim folgt Laubenheim, rechts grüsst der Scharlachberg — die Drususbrücke — wir dampfen hinaus ins Rheinthal: Rüdesheim drüben und Assmannshausen, der Mäuseturm im Strom, das Niederwalddenkmal auf der Höhe, Bingen, die Burg Klopp, der ganze Segen des Rheingaues flutet mit goldenem Sonnenstrahle zu uns her und so fahren wir fort, wie wir begannen:

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben.

Und wie es heranrauscht zu mir vom Strome her, da jauchzt es auf:

Was mein Herz in der Fülle der Sehnsucht empfand,
Was das Glück mir bescherte im fremden Land,
Was die Sonne mir träufelt' an goldenem Segen
Herab aus der Höhe auf all meinen Wegen,
Hier schlägt es zusammen
Zu lohenden Flammen,
Hier taucht es empor aus dem silbernen Fluss
Und zwingt mich zu jubelndem, hoffendem Gruss,
Hier greift's mir ins Herz, hier hebt's mir die Hand,
Und: «Freiheit und Glück!» — So jauchzt es empor
Und rauscht in die Berge, ein donnernder Chor,
Und wecket das Echo von Wand zu Wand,
Und trägt es aufwärts zum Himmelsrand,
Den Sehnsuchtsgruss, meiner Treue Gruss:
«Freiheit und Glück meinem Heimatland!»





Kaiserin Augusta-Denkmal, Koblenz